Zeitschrift: Beiträge zur Aargauergeschichte
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 11 (2002)

Artikel: Geschichte der politischen Presse im Aargau : das 20. Jahrhundert
Autor: [s.n.]
Kapitel: Der Bezirk Kulm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-110824

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Bezirk Kulm

«Wynentaler-Blatt»: Ergänzungen zum 19. Jahrhundert

Ende des Jahres 1997 wurde bei einem Umbau eines Hauses in Burg Isolationsmaterial zwischen Böden und Wänden in Form von Gemeinderatsakten, Amtsblättern und Lokalzeitungen enthüllt und durch den anwesenden Zimmermann sichergestellt. Dieser, Mitglied des Vorstandes der Historischen Vereinigung Wynental, behändigte diese zerknüllten und verstaubten Papiere aus der Zeit von etwa 1810–1868 und liess sie von seinen Historiker-Kollegen auswerten.

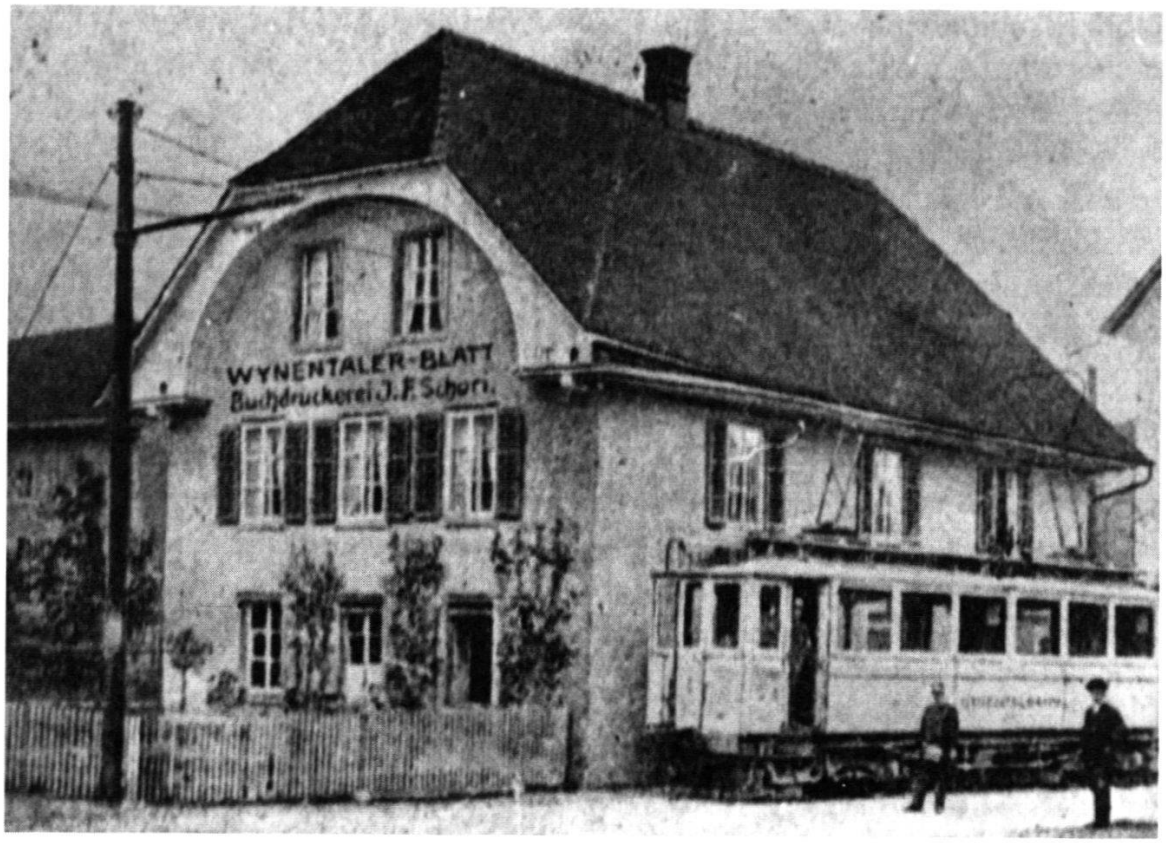
Nummern der «Freien Presse», Reinach und Menziken, von 1859–1863 und des «Wynentaler Blattes» 1864–1868 waren für die Pressegeschichte des Bezirks Kulm von besonderem Interesse. Daneben bedeuteten die Nummern des verschwundenen «Suhrentaler Boten» 1867 eine besondere Trouvaille. Wie immer beim Fund neuer Dokumente können die früheren Angaben und Spekulationen überprüft und auch korrigiert werden. Im grossen und ganzen brachten die zusätzlichen Zeitungsnummern mehr Bestätigungen als Korrekturen von früheren Darstellungen. Dennoch verlangt die historische Ehrlichkeit, dass die neuen Erkenntnisse nun nachgetragen werden. Die Leserinnen und Leser verzeihen daher, dass noch einmal kurz Rückschau ins 19. Jahrhundert gehalten wird.

Der Name «Freie Presse» anstelle von «Volksbote» hatte sich 1859 durch eine Fusion mit der Wohlener Zeitung gleichen Titels ergeben. Beweis für diese Tatsache ist, dass die aufgefundenen Nummern ab August 1859 bis Ende Jahr als Ortsangabe «Reinach und Wohlen» tragen. In Wirklichkeit blieb die Verankerung in Reinach bestehen; wir finden keine Inserate aus dem Freiamt, die auf eine Geschäftsstelle in Wohlen hinweisen würde. 1860 enffällt auch dieser einzige Hinweis auf die Fusion.[64]

Während der Chronist des «Wynentalers», Bezirkslehrer G. Maurer, nur das anfängliche Druckereilokal beim Bären in Reinach gekannt hatte, beweist ein Inserat einer Schuhverkäuferin namens Frau Wiedmer am 26. Dezember 1860, dass die Druckerei «auf der Rothfarb» (Harder-Haus in Reinach) verlegt worden, wo auch das erwähnte Schuhgeschäft untergebracht war.[65] Dieses Domizil des Zeitungsunternehmers Konrad war offenbar nur von kurzer Dauer. Nach den Angaben auf den aufgefundenen Blättern muss der Druckort am 1. Januar 1862 nach Menziken verlegt worden sein; in welches Gebäude, ist bis anhin nicht eruierbar.

Die Verlegung ins alte Schulhaus Menziken erfolgte laut Maurer erst nach dem 31. März 1864, weil damals der Gemeinderat die Vermietung für sechs

[64] Freie Presse, 3. und 10. September 1859, 2. und 12. November 1859.
[65] Freie Presse, 26. Dezember 1860 und in weiteren Nummern 1861.



Das alte Schulhaus in Menziken und der Neubau der Druckerei Baumann in Menziken von 1933 (Bilder: Druckerei Baumann).

Jahre beschlossen hatte. Dass Konrad vorher wie damals mit seinem Unternehmen nicht auf Rosen gebettet war, beweisen seine bittern Worte am Jahresanfang 1861: «Mager ist das Feld, auf welchem ein Zeitungsschreiber gegenwärtig zu pflügen hat, und der Baum der Schweizerpresse ist wahrlich reicher an Blättern als an Früchten; 28 Blätter haben mit 31. Dezember 1860 das Zeitliche gesegnet und 56 sind neu erstanden, somit 18 Stück Überschuss.» (sic) Auf 7000 Seelen treffe es in der Schweiz eine Zeitung. Bei der damaligen Geldknappheit waren Abonnenten und Inserenten daher umworben wie nie zuvor und danach, und J. Konrad und Sohn bekamen dies deutlich zu spüren.[66]

In Inseraten des Inhabers wird auch deutlich, dass die Zeitschriften «Bilder der Gegegenwart» und «Familienfreund», die bis vor kurzem im Hause fabriziert worden und nun eingegangen waren, schnellstens liquidiert werden sollten. Während früher die gebundenen Jahreshände zu fünf respektive drei Franken angeboten wurden, pries nun Konrad seinen Lesern an: «den Band der erstern zu Fr. 3.50 und der letztern Unterhaltungsschrift zu Fr. 2.–, um damit gänzlich aufzuräumen».[67] Dies klang nicht gerade freundlich und es scheint, dass die Lagerbestände nicht gerade Hätschelkinder des Inhabers waren.

Die ganze Krisenphase des Zeitungsunternehmens fand daher in Menziken und nicht in Reinach statt, wie bisher angenommen worden war. Darauf würde auch die Fristerstreckung des Geldstagsbegehrens gegen J. Konrad durch den Gemeinderat Menziken hinweisen. Der – wahrscheinlich hastige – Verkauf an J. Schneider-Weber in Menziken betraf nur die Zeitung und die Druckerei ist daher schwer lokalisierbar. Am 9. April 1862 wurde die Geschäftsübergabe von Konrad an Schneider in der «Freien Presse» offziell angezeigt. Der neue Eigentümer gab keinen Hinweis darauf, dass J. Konrad und Sohn im Betrieb als Mitarbeiter verblieben waren. Konrad verabschiedete sich von der Leserschaft aber nur als Redaktor. Tatsächlich blieb die Gestaltung des Blattes bis zum Juli 1862 die alte. Mit dem zweiten Semester 1862 änderte die Titelgrösse und die Gestaltung des Zeitungskopfes. Der Untertitel «Korrespondezblatt für Fortschritt und Humanität», das Markenzeichen Konrads, entfiel. Dafür wurde die Gratisbeilage «Die Abendstunden» angezeigt. In den Inseraten verkaufte nun Schneider auch Drucksachen, Bücher, Gichtwatte «Patterson» und «Fliegentod«, alles Produkte, die auch Konrad vertrieben hatte. Am 6. September 1862 zeichnete Schneider für «Redaktion, Druck und Verlag». Erst ab Neujahr 1863 wurde am Schlusse des redigierten Teiles S. Weber-Vogt als Redaktor genannt, und im Zeitungskopf entfiel der entsprechende Vermerk für J. Schneider-Weber. Dabei handelte es sich um Gemeinderat Weber, der auch für den Vorstand

[66] Freie Presse, 26. Januar 1861.
[67] Freie Presse, 9. Januar 1861.

des Polen-Sammelkomites zeichnete. Dieses Zweigespann vermochte die Zeitung während des ersten Semesters 1863 zu führen. Offensichtlich waren die Konrads damals, das heisst im Juli 1862 ausgebootet worden. Am 24. Juni 1863 wurde im Amtsblatt der Geldstag von Hieronimus Schneider-Weber, von Schlossrued, wohnhaft in Menziken angezeigt, des Buchdruckers und Verlegers des öffentlichen Blattes «Die Freie Presse». Zur Versteigerung gelangte aber nur der Papiervorrat im «Schatzungswerte von Fr. 1000.–» Alles übrige hatte der Schuldner am 6. Mai 1863 seiner Ehefrau für Fr. 5798.80 übermacht.

Im zweiten Semester 1868 erfolgte die Umgestaltung des Blattes in die äussere Form des früheren Konrad'schen Produktes.[68] Nur die Redaktion von S. Weber-Vogt blieb bestehen. Daher muss die technische Fertigung wieder in die Hände der Konrads gekommen sein. Dies würde übereinstimmen mit der Rechnungsstellung für Drucksachen an die Gemeinde Menziken: anfangs 1863 noch durch Schneider getätigt, erfolgte das Inkasso durch Konrad.[69] Noch am alten Druckort irgendwo in Menziken, nämlich am 1. Januar 1864, muss die Umwandlung des Namens in «Wynentaler Blatt» erfolgt sein.[70] Damals zeichnete J. Konrad Sohn, als Verleger und Drucker, während S. Weber-Vogt noch immer als Redaktor genannt wurde. Offenbar war die Geschäftsübergabe vom Vater auf den Sohn mit der neuen Namensgebung 1864 erfolgt und nicht erst 1867, wie Maurer vermutet hatte.

Es war also bereits das «Wynentaler Blatt», das ab April 1864 im alten Menziker Schulhaus produziert wurde. Ab 1865 verschwand der Name S. Weber-Vogt aus dem Impressum; in der Nummer vom 25. Januar 1865 zeichnete Konrad selber als Redaktor und vermerkte auch im Kopf erstmals korrekterweise: «8. Jahrgang». Bis das Geschäft 1869 an Robert Wildi verkauft wurde, müssen wir daher Konrad selber als verantwortlich für den Inhalt des Blattes annehmen, auch wenn dies nicht mehr offiziell vermerkt war.

August Baumann, der «Erfinder» der wahren Lokalzeitung

Aus dem kämpferischen Demokratenblatt der Familie Wildi war zu Anfang des Jahrhunderts das lendenlahme Organ der Firma Ott und Schori geworden. Ab 1905 führte J. F. Schori das Geschäft im Alleingang weiter. Die Zeitung sollte nun dreimal, am Dienstag, Donnerstag und Samstag, erscheinen. Zudem fügte er zum Wochenende die Unterhaltungsbeilage «Heimatland» bei.[71] Aber diese Vorwärtsstrategie rettete ihn nicht vor dem Fall. «Als

[68] Freie Presse, 1. Juli 1863.
[69] G. Maurer, in Jubiläumsnummer 1933.
[70] Wynentaler Blatt, 25. Januar 1865.
[71] 1896, zur Zeit Wildis, hatte das Beiblatt noch «Für die Familie» geheissen.

Tribut an das anbrechende technische Zeitalter, schaffte er eine Setzmaschine an, die damals eine ungeheure Summe kostete. Die finanzielle Belastung war in der Folge so gross, dass die Bürgen ihn zwangen, das Geschäft zu verkaufen.»[72] 1910 nahm die Konkurrenz im Nachbardorf, das «Echo vom Homberg», mit Befriedigung zur Kenntnis, dass der neue Verleger, August Baumann, seinem Blatt mehr Charakter zu vermitteln scheine, als dies dem Vorgänger gegeben war.[73] Diese Bemerkung lässt erahnen, dass nicht nur die neue Setzmaschine am Niedergang des «Wynentalers» die Schuld trug. Mit der obigen Bemerkung im «Echo vom Homberg», immerhin des Gegenblattes, wurde die neue Verlegergestalt in der Region eingeführt. Tatsächlich schien mit seinem Erscheinen ein friedlicheres Zeitalter im obern Tal eingeläutet zu werden. Wie geschickt Baumann seine Fäden zu spannen wusste und den friedlichen Wettbewerb schliesslich zu seinen Gunsten entschied, war damals keineswegs absehbar, denn er übernahm ein weitgehend marodes Unternehmen.

August Baumann von Mülligen, geboren am 5. Juli 1881, war ein Bauerssohn, verlor aber schon als Schulbub seinen Vater. So arbeitete er zuerst als Arbeiter in der Textilindustrie, bis er dann eine Lehre als Buchdrucker absolvieren konnte. Als Wandergeselle wirkte er dann vielerorts in Deutschland, um dann in Solothurn, Bern und Zürich seine Weiterbildung zum Typographen zu betreiben.[74] Im Herbst 1909 übernahm er die Druckerei Rausser in Schöftland mit dem dort erscheinenden wöchentlichen Anzeigeblatt. Daraus wollte Baumann eine zweimal die Woche erscheinende politische Zeitung «Aargauer Post» machen. «Bald sah ich ein, dass ich mit der Gründung etwas hoch gegriffen hatte, das in Frage kommende Gebiet war etwas klein für ein Mittwoch und Samstag erscheinendes Blatt, besonders da noch alles von Hand gesetzt werden musste und wöchentlich ein Inseratenblatt in alle Familien kommt.» So bekannte er später selber und spielte offenbar auf den seit 1909 in Oberentfelden erscheinenden «Landanzeiger» an. Bei dieser Selbstkritik blieb das etablierte Kopfblatt «Suhrentaler Bote» des Aarauer Verlagshauses Keller total vergessen, weil diese Zeitung 1918, zusammen mit den «Aargauer Nachrichten» vom «Aargauer Tagblatt» respektive vom «Aargauer Volksfreund»aufgesogen worden war. Aus dem Auge, aus dem Sinn!

Die Möglichkeit, die Druckerei in Menziken zu übernehmen, wurde daher fast als Erlösung betrachtet. «Die Buchdruckerei Schöftland hatte ich mündlich meinem Vorgänger wieder verkauft; ein Vertrag bestand jedoch nicht.» Da die Abmachung nicht eingehalten wurde, verfügte Baumann gegen seinen Willen ab 1910 über zwei Druckereien und zwei Zeitungs-

[72] WB bei der Ünernahme des Echos vom Homberg, 4. Juli 1962.
[73] Echo vom Homberg, 22. Oktober 1910.
[74] Eigener Lebenslauf in 100 Jahre WB, Oktober 1957.

August Baumann (1881–1960), der «Erfinder» der wahren Lokalzeitung (Druckerei Baumann).

organe. «Erst acht Jahre später konnte ich Schöftland verkaufen», bemerkte er 1933, fast mit etwas Selbstmitleid. In Wirklichkeit ist unübersehbar, dass Baumann diese missliche Ausgangslage trefflich zu meistern wusste.

Die Verhandlungen mit den Bürgen von Schori zogen sich 1910 lange hin. Schliesslich wurde das Unternehmen vom neuen Verleger zum stolzen Preis von 40 000 Franken übernommen.[75] Sofort eröffnete Baumann eine rege Geschäftstätigkeit. Als Merz-Wildi mit seinem Tuchladen aus dem alten

[75] Angaben aus WB, Jubiläums- und Baunummer, Dezember 1933. Historisches von G. Maurer und von August Baumann. Weitere Angaben aus dem Nekrolog zu Baumann.

Schulhaus in Menziken auszog, «wurden beide untern Räumlichkeiten mit dem Buchdruckereibetrieb belegt». «Die Gemeinde setzte in der Folge den jährlichen Mietzins auf Fr. 1130.– fest.»[76] Tatsächlich hörten mit dem Antritt des neuen Unternehmers die vorher anhaltenden Streitereien zwischen dem «Wynentaler-Blatt» und dem «Echo vom Homberg» auf. Politische Leidenschaftlichkeit sind mit erfolgreicher Geschaftstätigkeit unvereinbar; dies wusste der neue Verleger, aber nicht nur das. Der lokale Inseratenmarkt war nur dann aufs eigene Organ zu lenken, wenn der Nachrichtenteil aus der Region für die Region konzipiert war. Dies hatten andere ihren Lesern zwar auch schon versprochen, nicht aber einhalten können. Weil er als Virtuose in ländlicher Anpassung wirkte, galt er in Verbandskreisen später als «Erfinder der Lokalzeitung».

Leider fehlen uns die ersten Nummern der Baumann'schen Blätter. 1913 erst liegt ein ganzer Jahresband vor. Wie die genaue Strategie angelegt war, kann daher nur erahnt oder rekonstruiert werden. Das «Wynentaler–Blatt» nannte sich damals gleichzeitig «Kulmer Bezirksblatt». Ein einziger noch vorliegender Jahresband, derjenige von 1936, beweist uns, dass die Zeitung unter beiden Titeln verbreitet war; der zweite Titel sollte offenbar die untere Talschaft bedienen und den «Anzeiger von Kulm», als reines Inseratenblatt, in die Schranken weisen. Inhaltlich waren die beiden Baumann-Blätter weitgehend identisch. Eine Sonderstellung nahm als Dritte im Bunde die Lokalzeitung des Suhrentales, die «Aargauer Post» ein. Zwar blieben die redigierten Texte, die Aufmachung und Präsentation weitgehend dieselben; dennoch sorgten veränderte Ressorttitel für Lokalkolorit, ebenso die Inseratenseite oder kleine Retouchen am Erscheinungsort, bei Bemerkungen zu Inseratenannahme oder kleine Veränderungen bei Ortsangaben. Baumann versuchte sich in Schöftland wie in Menziken als «Hiesiger» zu zeigen, um nicht als aus der Ferne wirkender Manipulator zu gelten. Daher registrierte er alle lokalen Empfindlichkeiten und sorgte pingelig für entsprechende Anpassungen.

Die Zeitungsköpfe wurden entsprechend der anvisierten Leserschaft speziell gestaltet: der Bezirksteil wurde genau umschrieben, die Freisinnigkeit in irgend einer Form beteuert; doch lautete der Untertitel im «Wynentaler» neben «freisinnig-demokratisches» auch «bürgerliches Organ», während in Schöftland dieses Attribut – wie seit eh und je – wegfiel. Selbst bei der Datums-Angabe des «Wynentalers» befleissigte sich Baumann über Jahre hinweg «Menziken-Reinach» hinzusetzen, um der Reinacher Bevölkerung das Blatt als ausgewanderte «Freie Presse» aus Reinach anzudienen und niemandem vor den Kopf zu stossen. Tenger, der Verleger des «Echos», fühlte sich im Gegenzug bemüssigt, als Erscheinungsort «Reinach-Menziken» anzugeben. In späteren Jahren, nach dem Ersten Weltkrieg, als endlich das

[76] WB, Jubiläums- und Baunummer, 1933.

Schöftler Unternehmen verkauft war, passte Baumann die Erscheinungstage der Kapazität seiner Menziker Druckerei an: das «Kulmer Bezirksblatt» erschien dienstags und freitags, das «Wynentaler-Blatt» aber am Mittwoch und Samstag. Dies bedingte noch geringfügige redaktionelle Änderungen: was die Aktualität verloren hatte, entfiel oder musste ersetzt werden.[77] Zu Beginn des Jahres 1914 zeigte Baumann Herrn Giovanoli, Bezirkslehrer, als Mitredaktor an. Damit wollte der Verleger sein Standbein in Schöftland stärken. Im «Wynentaler» versteckte man den Wohnsitz des neuen Mitarbeiters geflissentlich, während in der «Aargauer Post» Schöftland als Wirkungs- und Wohnort herausgestrichen wurde.[78]

Getreu seiner Vorstellung, dass eine Landzeitung allen in der Region dienen müsste und daher Feindschaft jedenfalls zu vermeiden sei, war es Baumann 1920 möglich, der neuen Bauernpartei beizutreten, dennoch sachlich zu bleiben und andern in seinem Blatt das Wort zu gönnen. Gleiches bewies er 1935, als die Bauernpartei in der Krise war und sich zwei Lager gnadenlos bekämpften. Er hörte sich politische Meinungen an, nicht aber Worte von Scharlatanen und Demagogen, und gab allen Raum, selbst dem aufmüpfigen Duttweiler-Landesring, dessen Migros-Geschäftsgebaren er verurteilte.

1937 bot sich Gelegenheit, «in eigener Sache» zu referieren. Im Artikel «Die Landzeitung» analysierte August Baumann die Situation im Pressewesen. In den letzten Jahren hatten die Tagblätter den weit grösseren Aufschwung erlebt als die kleinern Organe. Diese hingegen seien auch für die grosse Politik notwendig: sie allein stellten im lokalen Bereich die Verbindung zwischen den Parteien her, forderten den Dialog und machten Sachentscheide möglich. Dass der Redaktor des Lokalblattes «mit der Schere» arbeite, sei ein altes Cliché. Die Landzeitung müsse Lokalblatt sein, denn hier läge ihre ureigenste Domäne. Die Musikkritiken möchten zwar nicht so professionell sein und das Rühmen möge gewiegten Lesern der grossen Blätter unerträglich erscheinen. Aber auch dies sei – samt Rücksichtnahmen – ein Spiegelbild des ländlichen Lebens.[79] Wenn die sozialistische Parteipresse frozzle, die Landpresse bediene ihr Publikum lieber mit Romanen statt mit sozialen Fragen, dann müsse er entgegnen, dass eine AHV nur über die Lokalpresse realisiert werden könne, wie dies gerade bei der Volksabstimmung im Aargau 1931 bewiesen worden sei.

Eine ähnliche Politik verfolgte Baumann bezüglich der luzernischen Nachbarschaft. Die religiöse Grenze bedeutete ihm Ansporn, in seinem Blatte religiöse Polemiken oder Ausfälle tunlichst zu vermeiden. Als 1927 der pfiffige neue Redaktor des «Anzeigers von Münster», Wallimann-Huber, der Schwiegersohn des früheren Besitzers, die vorherige gute

[77] Eigener Lebenslauf in Jubiläumsnummer, 1957.
[78] WB, 31. Dezember 1914, Aargauer Post, 31. Dezember 1914.
[79] WB, 17. Dezember 1937.

Zusammenarbeit aufkündigte, weil ein früherer luzernischer Oberrichter einen historischen Aufsatz im grenznahen Ausland bei Baumann platzierte, da nahm dieser traurig zur Kenntnis, dass es Leute gibt, die um jeden Preis Streit wollten.[80] Zehn Jahre später versuchte Pfarrer Ackermann aus Rickenbach zu verhindern, dass kirchliche Nachrichten aus seinem Sprengel im Menziker Blatt veröffentlich wurde, und widmete gar eine Neujahrspredigt diesem Thema. Da konnte es auch August Baumann nicht einfach weg- und einstecken, sondern führte die Auseinandersetzung hart, aber fair, bis zum bittern Ende durch.[81] Wie sollte er eine Grenze akzeptieren, die ein Pfarrer – rein konfessionell – zwischen guten und schlechten Presseprodukten sich zu ziehen erlaubte!

Erster Weltkrieg und Krisenjahre

«Die durch die Mobilisierung hervorgerufenen Veränderungen werden uns jedenfalls zwingen, die Buchdruckerei Schöftland einstweilen zu schliessen. Die Aargauer Post wird aber vorderhand gleichwohl regelmässig dreimal pro Woche erscheinen. Herr Bezirkslehrer Lüscher in Schöftland hat sich in verdankenswerter Weise bereit erklärt, für uns Inserate und Drucksachen entgegen zu nehmen.»[82] Die Kundendruckerei in Menziken lief auf kleinem Feuer weiter, während die Zeitungen bei der Firma «Neue Aargauer Zeitung» in Aarau hergestellt wurden. «Ohne weitere Umstände und ohne mich lange zu fragen, wurden das Blatt von Aarau aus kurzerhand nur noch zweimal in der Woche herausgegeben.» Gleiches galt auch für den «Wynentaler». Und dabei blieb es bis heute.[83] Die Nummern vom 17. August 1914 versprachen im Zeitungskopf noch die dreimalige Erscheinungsweise, während bereits umgestellt worden war.

Der Unteroffzier Baumann bediente offenbar von ferne seine Blätter mit gelegentlichen redaktionellen Beiträgen. Unverkennbar stimmte er ein in den Chor der deutschfreundlichen Kommentatoren. Im Artikel «Ein deutsches Urteil über die Schweiz» zitierte er aus der «Kreuzzeitung», wonach die «germanischen Nationen wohlwollende Neutralität pflegten»; «in der Schweiz überwiegt gleichfalls eine uns freundliche Stimmung». Lob aus Deutschland galt als Anerkennung vollkommenster Neutralität. «Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass England die moralische Schuld für den Weltkrieg trägt.» «Es wollte den Krieg«, kommentierten die Baumann'schen Blätter andernorts.[84] Und später wurde entsprechend den «Dresdner

[80] WB, 17. Dezember 1927.
[81] WB, 6., 9. und 23. Januar 1937.
[82] Aargauer Post, 3. August 1914.
[83] WB, Jubiläums- und Baunummer, 1933.
[84] WB, 29. August 1914.

Nachrichten» mit sichtlichem Stolz verkündet, dass der Glaube der Deutschen an unsere Neutralität ungebrochen sei. Die Schweiz könne und werde die Neutralität durch Abwehrkampf sicherstellen, dies sei wichtig für die Südgrenze des Deutschen Reiches. Solches Verhalten eines kraftvollen Staates verdiene die ehrliche Sympathie aller. Ob die Entente-Mächte und unsere Mitbürger in der Romandie ähnlich geurteilt hätten?

Wie vielerorts wurde auch im obern Wynental die Kriegsschuldfrage Mitte des Jahres 1917 neu aufgerollt. Trotz Erfolgen der Mittelmächte versiegte nach und nach die Begeisterung für die deutsche oder kaiserliche Sache. Ein J. B., später dann unter vollem Namen zeichnend, J. Bänninger, beklagte sich bitterlich, dass man sich heute nicht mehr im Sinn und Geiste der Centralmächte äussern dürfe. Bezirkslehrer Dr. A Greuter, Menziken, sozialdemokartischer Grossrat, wetterte dagegen über «germanophile Publikationen», «incl. Tages Anzeiger», ein Blatt, das sowieso der deutschen Schwerindustrie zudiene. Um dem Diskurs die Spitze zu brechen, erklärte Baumann, «dass wir weder die Auffassung des Herrn J. B. noch diejenige des Herrn Dr. Greuter teilen», und er beauftragte Bezirkslehrer O. Brogle, ausführlich das Thema abzuhandeln. In drei Beiträgen versuchte dieser die Frage zu objektivieren, indem er weniger den «preussischen Militarismus», als das notwenige Ende des Absolutismus ins Zentrum rückte. Wer Demokratie und mündige Menschen forderte, der fand in der Schweiz allemal Zustimmung.[85] Und in seiner Neujahrsbetrachtung nahm auch August Baumann dezidiert Stellung zur allgemeinen Lage. Er geisselte den Egoismus im Kleinen wie im Grossen, der einen richtigen Frieden vermiese, den «überspannten Militarismus» ordnete er als Erscheinung derselben menschlichen Untagend zu und forderte einen «richtigen Frieden», einen «Völker-Frühling», dessen Ziel ist, das «Brot für alle» zu sichern.[86]

Das letzte Kriegsjahr stand weitgehend im Banne der Ereignisse an der Ostfront und der Wirkung der bolschewistischen Revolution, die man im November 1917 noch als nebensächliches Ereignis behandelt hatte. In seiner Rundschau vom 7. September 1918 hatte sich seine ursprüngliche Friedenshoffnung auf Moskau« bereits in offene Skepsis gewandelt. «Es geht in Russlands Revolution alles ins Masslose. Diese Menschen verstehen es nicht, eine reinliche, nette Revolution zu machen, wobei ein besseres System ein schlechtes ablöst, unter möglichster Schonung an Gut und Blut des Volkes.» Die Bolschewisten zerstörten alles, was Frieden und Glück bringen könnte. Und im November, als der lange Arm Moskaus scheinbar auch in die Schweiz reichte, dann fand Baumann jene Worte, die der Bauer wie der Arbeiter im Wynental verstand: Die «Bolschewiki-Grampol-Gesell-

[85] WB, 12. und 19. September, 10. Oktober 1917.
[86] WB, 29. Dezember 1917.

schaft in und um Zürich führt dazu, dass unsere Soldaten ihre Arbeit liegen lassen müssen, um in Zürich Wache zu schieben».[87]

Als von «Generalstreik in Zürich» und «Zusammenbruch des deutschen Reiches« in fetten Lettern berichtet wurde, da äusserte sich der Verleger «Zur Lage» in Menziken. Vielerorts – auch bei uns – sei die Streikparole eingehalten worden. Die Arbeiter aber wüssten nicht, weswegen gestreikt werden müsste. Es gäbe momentan keine Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Und: «Was soll denn faul im schweizerischen Staate sein?» fragte er rhetorisch. «Als am letzten Donnerstagmorgen das Wynentalerblatt ein Bulletin, in welchem der Streikschluss angezeigt war, verbreitete, stiess dasselbe auf heftigen Widerspruch, und das Sekretariat der hiesigen Arbeiterunion beeilte sich bekannt zu machen, wir hätten gelogen.» Doch mit dieser Nummer würde sich alles bestätigen.[88]

Die Streikdebatte in der Dezembersession 1918 gab dem verantwortlichen Redaktor Gelegenheit, aus seiner Sicht den Streik zu verurteilen und aus ländlicher Sicht zu behaupten, dass auch viele Arbeiter den Generalstreik verurteilen würden. Die Zugeständnisse in politischer und sozialer Hinsicht seien ja schon vor dieser unseligen Kundgebung gemacht worden. So oder so sei auch im neutralen Staat eine Neugestaltung zu erwarten. «Bei dieser Änderung fällt der Presse eine grosse Aufgabe zu und es mag angezeigt sein, bei dieser Gelegenheit auch über die Stellung der Landpresse ein Wort zu sagen. Im allgemeinen nimmt diese weder gegen die eine noch andere Seite eine extreme Stellung ein. Wie in den meisten dieser Zeitungen, so wird es auch in den Spalten dieses Blattes gehalten: Bürger und Arbeiter soll zum Wort kommen.» Schliesslich müssten sich die Parteigruppierungen immer wieder zu Lösungen zusammenfinden. Die Sicht, dass alles, was in der hohen Politik Resultate erbringe, nach dem Muster und Modell der kleinsten Einheit, der Gemeinde, ablaufe, war tatsächlich eine schweizerische Staatsmaxime von damals und Baumann war mit seiner Landzeitungs-Doktrin ein typischer Vertreter dieser Praxis, die keiner Theorie oder Ideologie bedurfte.

Mit Grossinseraten in der «Aargauer Post» hatte die Buchdruckerei Menziken über die Firma in Schöftland Aufträge einzusammeln versucht, auf dass die geschlossenen Läden nicht dem Ansehen und dem Wert des dortigen Geschäftes Schaden brächten. Ab 18. November 1916 wurden beim «Wynentaler» im Zeitungskopf alle Gemeinden des Bezirks einzeln aufgeführt, auch jene des Suhrentales. Zudem warb Baumann auf ganz neue Weise: «Der Inseratenteil der Samstags-Ausgabe wird sämtlichen Haushaltungen des Bezirks Kulm» zugestellt. Die werten Inserenten wurden durch Baumann in einem Fenster auf das neue Angebot hingewiesen. Damit stellt

[87] WB, 9. November 1918.
[88] WB, 16. November 1918.

sich die Frage, ob damals die Druckerei Schöftland mit den Verlagsrechten veräussert worde sei. Baumann selber nannte nirgendwo ein Datum des Verkaufes. Der Zeitpunkt würde nicht ganz übereinstimmen mit den acht Jahren, die er als Wartefrist für den Verkauf genannt hatte. Das Presse-Verzeichnis im Buch «Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen» liefert den Eintrag: «Von 1911 an in Menziken als Kopfblatt des Wynentaler Blattes gedruckt, 1918 vom Aargauer Tagblatt aufgekauft und im Aargauer Volksfreund aufgegangen.»[89] Diese Angaben stützten sich selbstverständlich auf die Angaben von Maurer oder Baumann in der Jubiläumsaummer 1933. Die vorher erwähnten Massnahmen des Verlages ergeben aber keinen Sinn, wenn die Baumann'schen Kopfblätter bis 1918 weiterbestanden hätten.

Dass der Konkurrenzdruck unter den Kundendruckereien damals heftig gewesen sein muss, beweist eine konzertierte Aktion des «Vereins Schweiz. Lithographie-Besitzer», dem 133 Firmen angehörten. In einem Inserat warnten sie die Jünglinge, in einem Nichtverbandsbetrieb eine Lehre zu absolvieren: Vertragsfirmen würden solche Gesellen nie anstellen.[90] Da die angeprangerten Betriebe aus der Region ebenfalls in einem Grossinserat darauf reagierten, kennen wir die Unterschriften: Rob. Weber und Söhne, Menziken; Alb. Sigrist, Menziken; Rich. Sigrist, Menziken und E. Tenger, Reinach. Der Ausgang der Kampagne führte offenbar nicht zum Streit zwischen dem Tenger'schen «Echo» und dem «Wynentaler». Bis zum Ende des Weltkrieges vermochten die zwei Konkurrenten Preiserhöhungen und geschäftliche Massnahmen aufeinander abzustimmen und gemeinsam zu propagieren.[91] Kunden-Lithographie und Zeitungsbetrieb galten eben als zwei Paar Schuhe.

Auf Samtpfoten hin zur Bauernpartei

Der Generalstreik und dessen Nachspiel liessen der Leserschaft keinen Zweifel: Verleger und Redaktor Baumann zeigte sich zwar diskussionsbereit, aber er blieb stramm bürgerlich. Als im Januar 1919 die Gründung einer Bauernpartei zum Thema wurde, füllten sich die Spalten des «Wynentalers» mit Pro und Contra, samt allen Varianten dazwischen. Denn nicht allein die neuen Möglichkeiten des Proporzes forderten die Bauernschaft heraus; die freisinnig-demokratische Partei hatte während des Krieges kurz und einfach ihre Gefolgschaft aus diesem Wirtschaftszweig politisch und personell vernachlässigt. Das sollte sich nun rächen.

Als in der Kirche von Unterkulm ein Bauerntag abgehalten und ein Initiativkomite zur Gründung einer Bauernpartei bestellt wurde, meldete sich

[89] Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, S. 369, unter Anzeiger von Schöftland 1904–1910.
[90] WB, 24. Februar, 3. März 1917.
[91] WB 26. Dezember 1917, 20. Dezember 1919.

ein skeptischer August Baumann zum Wort und sprach die Hoffnung aus, «die Bauernsame möge mit den Handwerkern vereint marschieren, insofern es sich um Fragen handelt, die beiden Ständen nahe liegen.»[92] Dabei hatte er – beeinflusst vom Kanton Bern – als Ziel eine Gewerbe- und Bauernpartei im Auge. Am 26. März referierte Baumann als Präsident des Handwerker- und Gewerbeverbandes über dieses Thema in der Turnhalle von Reinach. Er propagierte damals, eine Mittelstandspartei zu gründen. Erst wenn diese festgefügt und konsolidiert sei, soll das nächste Ziel anvisiert werden, sich mit der Bauernpartei zu vereinen. Da praktisch alle hiesigen Geschäftsleute und Bauern, die parteipolitisch organisiert waren, den Freisinnigen zugehörten, wähnte man daselbst, dass solche Interessengruppen blosse Unterorganisationen ein- und derselben Partei bleiben würden. Auch Baumann versuchte noch bei den Nationalratswahlen im Oktober 1919 sowohl der freisinnig-demokratischen Partei als auch dem getrennt marschierenden Aargauischen Bauernbund je an einem Tage ein Aufruf-Fenster auf der Frontseite einzuräumen.[93]

Auch im folgenden Jahr 1920 änderte sich vorerst nichts, bis der «Wynentaler» und das «Kulmer Bezirksblatt» ab Dezember in neuem Kleide erschienen und sich offensichtlich nach neuen Zielen ausrichteten. Am 15. Dezember 1920 wurde das Programm der aargauischen Bauern- und Bürgerpartei an der Spitze beider Zeitungen eingerückt und in den folgenden Nummern auf der Frontseite bis zum Ende fortgesetzt. In der vorher genannten Nummer vom 15. Dezember wurde bekanntgegeben, dass der «Aargauische Hausfreund», Brugg, als offizielles Organ der neuen Partei bestimmt worden sei. Dass auch das Baumann'sche Blatt gerne diesen Ehrentitel getragen hätte, lässt sich nur erahnen. «Die Bauernsame unseres Bezirkes Kulm hat Gelegenheit, in den Spalten des Wynentaler-Blattes ebenfalls alles das zu lesen, was zu Nutz und Frommen der neuen Partei vorgesehen ist und unternommen wird. Der Verleger des Wynentalers ist aus dem Bauernstand hervorgegangen und er hat sich fortwährend sehr um das Wohl und Weh der Bauernsame bekümmert. Es liegt im Interesse der Landwirte selbst, wenn sie dieses Organ abonnieren und ihre Wünsche und Einsendungen anbringen.»[94] In allen Würdigungen August Baumanns, genauso wie im Nekrolog, wurde er als Gründungsmitglied der neuen Bezirkspartei genannt. Als sich die Pläne zerschlugen, im Aargau eine Mittelstandspartei zu schaffen, hatte sich Baumann offenbar umbesonnen und sich der Bauernpartei angeschlossen.

Damit herrschten im obern Wynental klare Verhältnisse: Das «Echo vom Homberg» repräsentierte den Standpunkt der freisinnig-demokratischen

[92] WB, 29. Januar 1919.
[93] WB, 22. und 26. Oktober 1919.
[94] WB, 15. Dezember 1920.

Partei, der «Wynentaler» lehnte sich eher an die Bauernpartei an und das «Kulmer Bezirksblatt» wurde «offizielles Organ der Bauern- und Bürgerpartei und der landwirtschaftlichen Frauenvereinigung des Bezirks Kulm». Dieses nahm auch Verlautbarungen der Partei ohne redaktionelle Bearbeitung zur Veröffentlichung auf und Baumann zeichnete auch nicht offziell als verantwortlicher Redaktor, obwohl der sonstige Inhalt der beiden parallel geführten Blätter weitgehend übereinstimmten. Da letztlich beiden Zeitungen das Parteimitglied Baumann vorstand, wird in der Folge in unserer Darstellung zwischen den zwei Titeln selten mehr unterschieden.

Da Richard Zschokke aus Gontenschwil zu den ersten gewählten Nationalräten der Bauernpartei gehörte, zeichnete er in der Folge als Berner Berichterstatter in den Baumann'schen Blätter, regelmässig und ausführlich. Das «Z» am Schlusse wurde zum Markenzeichen. Bezirkslehrer Giovanoli, Mitredaktor, kandidierte 1925 bei den Grossratswahlen ebenfalls bei der Bauernpartei. Die Ausführlichkeit der Berichte zu den Parteiversammlungen war genau abgestuft: der eigenen Partei gehörte die grösste Beachtung, dicht gefolgt von den freisinnigen Versammlungen. Hier galt es, dem «Echo» das Feld nicht zu überlassen. Das Rucksackbauerntum im obern Wynental, das heisst die unbestimmte Grenze zwischen Kleinbauern und Fabrikarbeitern, verlangte vom «Wynentaler» auch eine gewisse Nähe zu Arbeitnehmeranliegen – in gewissen Grenzen selbstverständlich. In der «Abonnements-Einladung» für 1926 erlaubte sich August Baumann daher folgende Charakterisierung: «Das Wynentaler-Blatt wird auch in Zukunft aus der Nähe und Ferne alles das bringen, was unsere Leser interessieren kann. Unser Blatt soll weiterhin das Sprechorgan der engern Heimat sein, das sich keiner Partei verschreibt, jedoch die Arbeit und unser Land über alles stellt.»[95]

Das Auslandsgeschehen aus Wynentaler Sicht

Viele Jahre pflegte der «Erfinder der Landzeitung» eine Ausland-Berichterstattung, die diesen Namen kaum verdiente. Baumann rechnete von Anfang an mit zwei Sorten von Abonnenten: dem Gros, dem die Eindrücke und Einsichten des Landzeitungs-Machers genügten und die er mindestens einmal pro Woche erschöpfend bediente, und der Minderheit der Anspruchsvollen, die eine Tageszeitung hielten und die den kümmerlichen Auslandsteil möglichst übersehen sollten, denn sie erwarteten vom «Wynentaler» Lokales, und nichts als das.

Mussolini war in den 20er-Jahren jene Figur, der in Lokalblättern allgemein am ehesten Aufmerksamkeit zukam. Baumann reagierte zwiespältig

[95] WB, 19. Dezember 1925.

auf ihn: einerseits fand er ihn lächerlich in seinem Grössenwahn, anderseits bestaunte er die Zielstrebigkeit und Erfolge seiner Ordnungspolitik. Die Rundschau, das Gefäss, das mindestens einmal pro Woche die ausländischen Nachrichten zusammenfassend und wynentalbezogen kommentierte, musste dem ersten Menschen, der in Sizilien Ordung schaffen konnte, Anerkennung zollen. Anderseits kritisierte er die Blasiertheit in allen Schattierungen: «Stolze, blutrünstige Worte hat der Diktator gesprochen.»[96] «Mussolini, der anscheinend alles kann, hat nach dem Rücktritt des ehemaligen Faszistentührers Federzoni nun auch das Kolonialministerium übernommen. Das ist das siebente Ministerium, das er verwaltet.»[97] Auf eine Einsendung «Mussolini und die Kirche», die der grossen Einkehr des früheren Anarchisten gedachte, musste Baumann die skeptische Bemerkung anheften, dass diese neue Gläubigkeit des Diktators von der katholischen Kirche noch nicht gefeiert werde.[98] Im Bericht «Allein schuld» über den italienischen Regenten, wurden Schlaglichter auf das fragwürdige Wirken des einstigen Muratore in der Schweiz geworfen, wie auch die Leistungen des jetzigen Faschistenführers gewürdigt. Die Wirkung der innenpolitischen Erfolge der Staatspartei in Italien auf die starke Kolonie der Gastarbeiter in der Schweiz, liessen den Verfasser des «Wynentalers» nicht unberührt. Nicht nur die dreisten Übergriffe ins Tessin, die hierzulande überall Empörung auslösten, beschäftigten den Redaktor, sondern auch die «Fasci» italienischer Staatsbürger in der Schweiz. «Ein faszistisches Spitzelnest» in St. Gallen erboste Baumann derart, dass er Bern aufforderte, diese Organisationen in der Schweiz als illegal zu erklären. Die USA hatten dieses Verbot gar der italienischen Regierung abgerungen. Weshalb sollte nicht ein gefährdetes Nachbarland ein Gleiches tun?[99]

Die zweite Figur, die gleichsam aus dem Nichts ins Rampenlicht trat, war Hitler. Doch hier waren Berichte über das unselige Wirken seiner Trabanten und Rädelsführer schon viel früher im publizistischen Schaufenster, als die Führerfigur selber. Die Sympathie für die junge Demokratie in Deutschland nährte von Anfang an den Ärger über die notorischen Störefriede. «Im deutschen Parlament, im Reichstag, den die Nationalsozialisten lieber nicht hätten, weil sie die Diktatur eines Einzelnen dem Volkswillen vorzögen, soll mit den Missständen, welche die Kommunisten und Nationalsozialisten in letzter Zeit hereingebracht haben, aufgeräumt werden.» Die NS-Leute werden nun darauf verzichten müssen, «nicht ernstgemeinte Vertrauensanträge einzubringen, gegen die sie dann selber stimmen wollen.»[100] Von da an apostrophierte Baumann diese Fraktion im Reichstage laufend mit «die Herren

[96] WB, 4. Februar 1928.
[97] WB, 22. Dezember 1928.
[98] WB, 18. Februar 1931.
[99] WB, 8. März 1930.
[100] WB, 7. Januar 1931.

Nationalsozialisten», die ob ihren Pöbeleien einfach nicht ernst genommen werden könnten.[101]

Und dann, am 1. Februar 1933, steht plötzlich die Schlagzeile im Lokalblatt: «Hitler Reichskanzler in Deutschland!» Trotz Wahlerfolgen und Reichspräsidenten-Kandidatur hatte diese Figur im «Wynentaler» noch kaum Profil erhalten. «Diese Nachricht erregt grösstes Aufsehen», kommentierte die Redaktion erschreckt und versuchte, den Aufstieg dieses Malergesellen mit demjenigen des viel bekannteren Mussolini zu vergleichen. «Sollte er das groteske nationalsozialistische Programm durchsetzen wollen, so würde das einen ungeheuren Widerstand auslösen. Deutschland ist nicht Italien.»[102] Und kurze Zeit danach prophezeihte das gleiche Blatt: «Wir glauben nicht, dass die Regierung Hitler lange Bestand hat», auch wenn die grossen Blätter betonten, «Deutschland sei auf dem schnellsten Wege zur Diktatur».[103] Nach dem Reichtagsbrand, der Hitler mitten im neuerlichen Wahlkampf die Chance gibt, alle Kritiker mundtot zu machen, wurde Baumann mit seinen Prognose etwas vorsichtiger: Wir haben uns beim Umbruch in Russland und in Italien getäuscht, vielleicht täuschen wir uns auch hier.[104] Vier Tage später, nach den Wahlen, musste er bitter eingestehen: «Die innere Lage Deutschlands ist dunkel, die äussere ist nicht heller.»[105] Doch selbst nach dem Nürnberger Parteitag gab er die Hoffnung nicht auf: «Selbstverständlich stehen wir der neuen deutschen Regierung mit aller Reserve gegenüber, aber vielleicht entwickelt sie sich doch anders, als wie ihre politischen Widersacher voraussagen.»[106]

Da Baumann schon anfangs der NS-Regierung Massnahmen gegen die Juden empörten – der Judenboykott würde nicht einmal in Italien verstanden – zeigte er sich gegenüber fröntlerischem Tun im eigenen Land weitgehend immun. «Dieses brutale Benehmen einer Glaubensminderheit gegenüber macht den Deutschen keine Ehre.»[107] Auch die bundesrätliche Massnahmen gegen den Zustrom von Juden an der nördlichen Grenze wurde als guter Schutz unserer Juden in der Schweiz gewertet. Vorausgesetzt man halte sich an diese Weisungen, werde der Antisemitismus in der Schweiz keinen Erfolg buchen können.[108] Die Frontenpresse operiere – nach berühmten Muster – mit der «Gefahr der Verjudung der Schweiz». Der lächerlich kleine Anteil von vier Promillen vermöge schon diese Meinung zu erledigen, gleichzeitig liesse sich aber schon «an der grundsätzlichen

[101] WB, 1932.
[102] WB, 1. Februar 1933.
[103] WB, 4. und 7. Februar 1933.
[104] WB, 4. März 1933.
[105] WB, 8. März 1933.
[106] WB, 6. September 1933.
[107] WB, 5. April 1933.
[108] WB, 16. September 1933.

Haltung manches» aussetzen.[109] Die kärglichen Bemerkungen zu ausländischen Themen vereitelten lange eine klare Standortbestimmung des «Wynentalers». Erst nachdem mit den grausamen Verfolgungen 1938 dem Ausland ein Zerrbild eines Kulturstaates vor die Augen kam, fasste die Redaktion den Mut, etwas länger bei diesem Thema zu verweilen. «Wie man ein Volk recht- und mittellos macht, zeigen die antisemitischen Ausschreitungen und die neuen Judengesetze in Deutschland.» Hausdurchsuchungen, Existenzberaubungen führten zu vielen Selbstmorden deutscher Juden. «Für die vielen menschlich fühlenden Deutschen müssen die letzten Tage eine beschämende Erfahrung gewesen sein. Die Bedrückung darüber, einer solchen Bewegung masslosen Hasses und einer unbegreiflichen Gefühllosigkeit machtlos zusehen zu müssen, ist für alle anständig Denkenden furchtbar.»[110]

Als darauf Reaktionen aus der Leserschaft erfolgten, liess Baumann im Briefkasten diesem Thema freien Lauf. Judenverfolgungen seien im Gang der Geschichte immer wieder aufgetaucht, weil diese Menschen als Fremdkörper in Erscheinung getreten seien. Der grosse Einfluss der Juden in Deutschland sei zwar erwiesen und lasse «ein gewisses Verständnis» für Reaktionen aufkommen. Aber nur klare Übergriffe im Wirtschaftsleben dürften bekämpft werden. Schliesslich stellte der sozialdemokratische «Freie Aargauer» die tückische Frage: «Wird im Wynental Nazi-Propaganda gemacht?» Die kurze Antwort Baumanns: Unser Schlusssatz ist wichtig. «Wir würden jenen Deutschen bei uns gerne adieu sagen, die so denken.»[111] Wie viel eher dann erst den einheimischen Verrätern an schweizerischem Gedankengut!

Alles was Baumann in dieser Phase an Feuilletonistischem in seine Spalten einrücken liess, Gedenktage, Lokalgeschichtliches, usw. hatte im weiteren Sinne mit Volk und Heimat zu tun, die bessere Antwort auf die Klagen unserer Jungen, wie dieser meinte.[112]«Der deutsche Faszismus klopft barsch an die Türe des Schweizerhauses und ist im Begriffe, dessen Schwelle zu überschreiten.» Drauf gäbe es nur eine Antwort: «Uns kann nur die Freiheit dienen.» Dazu rückte er ein patriotisches Gedicht ein. Zwei Zeilen daraus sagen mehr als viele Sätze: «Wir leben nicht im Hitlerwahne ... Wir folgen uns'rer Väter Spur.»

Dass darin auch etwas Blut und Boden nachklang, wer möchte es dem Bauernparteiler verargen! Anderseits vermochte er schon frühzeitig alles Frontistische auszusondern, und in der Sparte Frontnachrichten einzukreisen. Wahltechnische Misserfolge wurden mit Häme oder Befriedigung

---

[109] WB, 10. Januar 1934.
[110] WB, 16. November 1938.
[111] WB, 26. November, 3. und 24. Dezember 1933, 10. Januar 1934.
[112] WB, 1. Juli 1933.

registriert.[113] «Zweifellos hat die Nationale Front den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits hinter sich und ihre demagogischen Methoden haben sich überlebt.»[114] Offensichtlich nur mit Mühe konnte Baumann dazu gebracht werden, eine Darstellung «Nationale Politik» aus dem führenden Bauernblatt «Neue Berner Zeitung» zu übernehmen. Die neuen Bewegungen, deren Entstehung «unzweifelhaft ... ausländische Ereignisse ... gefördert» haben, dürften nicht als blosse «Nachahmung ausländischer Vorbilder» abgetan werden, wurde in diesem Artikel moniert. Da «Verstärkung des gesunden nationalen Empfindens» wünschbar sei, verdienten sie in dieser Hinsicht nicht unsere Ablehnung, sondern Anerkennung.[115] Soweit vermochte Baumann mit seinem Wohlwollen nicht zu gehen, auch wenn die Argumentation in seiner Zielrichtung lag. Schon 1933 erkannte er die braune Gefahr, die letztlich in einem «grotesken Programm», sprich Ideologie, begründet war. Da war nichts zu beschönigen.

Begünstigte Baumann die bäuerliche Sezession?

Dass dem «Wynentaler-Blatt» die Fronten nicht geheuer waren, rührte auch daher, dass die Jungen in der eigenen Partei rumorten und bald sozialistische, bald reformistische Postulate einbrachten. Ein Generationenkonflikt drohte sich im schweizerischen Bauerntum zur Parteispaltung auszuweiten – und dies zum selben Zeitpunkt, aber sich bis zum Kriegsende hinziehend.

Baumann weigerte sich, die «Bauernheimatbewegung» den Fronten zuzurechnen; sie hatte genauso wie der «Landesring der Unabhängigen» in Verkrustungen der schweizerischen Politik ihren Ursprung. Zudem war im Aargau lange nicht deutlich sichtbar, ob sich die Jungbauern der Mutterpartei unter Karl Steiner und die Jungbauern der Richtung Dr. Hans Müller, Grosshöchstetten, tatsächlich entfremdeten, denn sie vertraten oft gleiche Interessen, wenn auch in anderer Sprache. Die Jungbauern-Landsgemeinde im Seetal, am 3. September 1933, brachte dies deutlich zum Ausdruck. Der Bauernheimattag in Entfelden, der etwa 500 junge Bauern versammelte, zeigte die stark religiös bestimmte Ausrichtung der Müllerianer. Als eine Anzahl Müller'scher Jungbauern die Kriseninitiative unterschrieben hatten, fuhr Nationalrat Baumann in der «Freien Presse» mit scharfem Geschütz auf. «Bauern-Marxisten» war damals in aller Mund.[116]

Es waren Typen wie August Baumann, die versuchten, eine Entzweiung zu vermeiden. «Wir betrachten Dr. Müller nicht als Scharlatan.» Er ist auch kein Marxist, sondern ein gottgläubiger Patriot. «Wir wollen beide Seiten

[113] WB, 24. Juni, 1. und 8. Juli 1933.
[114] WB, 12. Juli 1933.
[115] WB, 19. April 1933.
[116] WB, 15. September 1934.

zum Wort kommen lassen und verfolgen dabei dieselbe Pressepolitik wie der Wehntaler.» Während die offziellen Blätter «Aargauischer Hausfreund» und «Schweizer Freie Presse» mit Gift und Galle alles Müller'sche Tun übergossen, gönnte Baumann im eigenen Bezirk beiden Seiten das Wort – und zwar ausgiebig. Dies brachte dem «Wynentaler» Kritik aus den eigenen Reihen ein. 1935 waren Nationalratswahlen. Der 70jährige Richard Zschokke, der Kolumnist des «Wynentalers», wurde nicht mehr gewählt, während die Müller'schen Jungbauern den Sitz erben konnten. Der «Wynentaler» hatte noch lange auf eine Listenverbindung der beiden getrennten Bauernparteien gesetzt und alle verurteilt, die gehässig schrieben.[117] Nun wurde Baumann die Quittung präsentiert. Er hätte den Sitzverlust auf dem Gewissen, weil er der Bauernheimatbewegung zuviel Raum gewährt habe. Redaktor A. Baumann wusste sich zu wehren: nun würden die Eminenzen der Bauernpartei das grosse Wort für Zschokke führen; vorher hätten sie ihn in der Fraktion kaltgestellt.

Das Wundenlecken nach den Wahlen ergab im «Wynentaler» am 6. November 1935 eine ganze Seite. Dennoch liess sich die Redaktion nicht zum Boykott der Nachrichten aus dem Jungbauern-Lager bewegen. Toleranz bewies Baumann auch beim Auftauchen des Duttweiler'schen Landesrings im Aargau. Er berichtete von den Störungen seiner Veranstaltungen, dem Niederschreien der Redner und verurteilte die Gewalttätigkeiten gegenüber ihren Exponenten in Wohlen. Er begrüsste die «grosszügigen und aussichtsreichen Ideen», aber gab ihm und seiner Migros «kein Recht, andere in der Existenz zu bedrohen und zu untergraben».[118] In seinem Urteil blieb er zwar liberal, aber mittelständisch. Da noch 1938 der Brief eines Jungbauern den «Wynentaler» der Feindschaft bezichtigte, gleichzeitig Parteisekretär Strahm Baumann vorwarf, den Jungbauern zu flattieren, war dieser überzeugt, die richtige mittlere Pressepolitik zu verfolgen.[119]

Kriegsjahre

Der Ausbruch des Krieges 1939 kam für den «Wynentaler» nicht überraschend. Am 3. Dezember 1938 liess Baumann einen Schweizer aus Deutschland über Schweiz–Deutschland, wie sich dies in der deutschen Presse präsentiert, berichten. Ein Zerrbild zwar, aber die veröffentlichte Meinung in einem Staat mit gleichgeschalteter Presse! Die Schweiz sei «das Paradies der Kriegshetzer». Die Schweizer Blätter schrieben unentwegt gegen Deutschland. Redaktor Oeri von den «Basler Nachrichten» sei «ein Verrückter». Die Deutschen hätten in ihrer Presse so viel von den «jüdisch-marxistischen

[117] WB, 2. Oktober 1935.
[118] WB, 6. Februar 1937.
[119] WB, 22. Januar 1938.

Hochburgen in der Schweiz» gehört, dass sie die schlechte Stimmung in der Schweiz gegenüber Deutschland darauf zurückführten. Der Auslandschweizer führte weiter aus: «Die Schweiz braucht sich für die nächste Zeit keine Sorgen zu machen. Der Hitler meint es ehrlich; er wird Ihrem Lande nichts tun. Aber die Hitler, das ist eine andere Sache; da möchte ich Ihnen keine Garantien geben», dies seien die wörtlichen Aussagen eines massgebenden Deutschen. Man lauere dort geradezu darauf, dass in der Schweiz etwas passiert, das Anlass zum Einschreiten geben könnte.

Die Idee, dass zwar Leisetreterei keine Lösung sei, dass aber der grosse, böse Nachbar publizistisch nicht unnötig gereizt werden müsste, war allgemeine Haltung der Landpresse während des Krieges und weitgehend auch die Politik des Bundesrates in seinen Zensurmassnahmen. Wenn am 6. September 1939 das «Wynentaler-Blatt» titelte, «Der Tragödie Anfang», so hat nicht nur der Weltkrieg begonnen, sondern auch die Zeit der unfreien Schweizer Presse. Dass nun auch die Lokalzeitung laufend eine Frontenschau betreibt und vom Kriegsgeschehen an der Spitze der Frontseite berichtete, kann nicht erstaunen. Die inländischen Massnahmen, ja sogar die Lokalpolitik wurden zusehends zur Fortsetzung des Frontgeschehens, auch im hintersten Hinterland. Nur die «Sonntags-Stube», als Sonderseite am Samstag, verbreitete nach wie vor das Idyll heimischer Gemütlichkeit.

Bis zum «Ende Feuer in Europa«, am 5. Mai 1945, im «Wynentaler» erst am 9. Mai, und der traurigen Prognose in derselben Nummer: «Kriegsende – und ernstliche Konflikte zwischen den Siegermächten», liegt die Selbstzerstörung Europas und das Bemühen der schweizerischen Politik, im Taumel des Geschehens möglichst unbeschadet zu überleben. In Vorbereitung auf die Nachkriegswelt finden wir ab Januar 1945 Meldungen über den «amerikanischen Druck auf die Schweiz» und einen ganzseitigen Artikel von Professor Karl Barth: «Die Deutschen und wir.» Wie sehr August Baumann die Kriegsjahre pressemässig als eigene, geschlossene Welt empfand, markierte er selber, indem er am 12./19. Mai 1945 die beiden Folgen des Aufsatzes Schweiz Deutschland vom 3. Dezember 1938 noch einmal abdruckte und damit die Angst und Bedrängnis von damals wieder aufleben liess. Eingedenk dessen durfte keine Siegerlaune der Alliierten auf uns überschwappen. Wir hatten nur Glück gehabt.

Das «Wynentaler Blatt» im Aufwind der Nachkriegszeit

Mit Kriegsende trat der Sohn von August Baumann, Manfred, ins Geschäft ein. Bis zum Tode des Vaters am 24. August 1960 führten sie den Betrieb gemeinsam. In dieser Phase wurde vor allem das Druckereigeschäft erweitert. Das «literarische Erwachen» der Menziker Firma beruhte auf der Zusammenarbeit mit bedeutenden Buchverlagen und der technischen

Erneuerung des Maschinenparks, um der anspruchsvollen Herstellung von Büchern zu genügen. Aber auch die Zeitungsdruckerei wurde rationalisiert: 1958 installierte man eine Rotationsmaschine (Flachformrotation).[120]

Dem Unternehmen standen schicksalshaft zwei Persönlichkeiten vor, die in ihrem Wesen und Handeln genau den Notwendigkeiten der Zeit und der Wirtschaftslage entsprachen: August, der Vater, war der Gründer- und Machertyp, mit der Konstitution dessen, dem auch Kampf und Widerstände nichts anhaben konnten. Er spielte eine Rolle in der Parteipolitik und trat in der Öffentlichkeit auf. Manfred, feingliedrig, zeitlebens auf seine Gesundheit achtend, war mit seinem vorsichtigen Optimismus genau der richtige Mann, den Betrieb durch die Klippen und Wirren von zwei Konjunkturflauten, durch die technische Revolution und das allgemeine Zeitungssterben zu steuem. Ausgerüstet mit Maturität und drucktechnischer Ausbildung in Theorie (Fachschulen) und Praxis (Schweizerdegen), zog er die Fäden eher diskret, war im Schreiben, im kaufmännischen wie im technischen Betrieb gleichermassen versiert, führte intern und vermied den öffentlichen Auftritt.

Wynentaler-Blatt

AZ Anzeigeblatt für den Bezirk Kulm und die angrenzenden Gemeinden des Bezirks Lenzburg und des Kantons Luzern

Abonnementsgebühren: Jährlich Fr. 15.—, Halbjährlich Fr. 7.50. Mit Nachnahmegebühren halbjährlich Fr. 7.75. Für das Ausland Porto-Zuschlag. Abonnemente werden von der Expedition und den Poststellen angenommen. Nachfragen von Nichtabonnenten 20 Rp. Tel. 6 17 42. Postcheck-Konto VI 370. Aktuelle Mitteilungen aus der engern Heimat sind erwünscht und werden bei Annahme honoriert.

Gegründet im Jahre 1857 von J. Konrad in Reinach unter dem Titel «Der Volksbote». Erschien darauf als «Freie Presse» und von 1864 an als «Wynentaler-Blatt» (Kulmer Bezirksblatt).

Verantwortlich für den Text- und Inseratenteil: A. Baumann

Insertionspreis: 1spaltiger mm: 12 Rp. (priv. 1spaltige Gelegenheitsinserate von Abonnenten 11 Rp.). Größere Aufträge Rabatt. Platzvorschriften 10% Zuschl. Reklamen: 40 Rp. Inseratenannahme: Bez. Kulm u. angrenzende Dörfer: Buchdruckerei A. Baumann, Menziken, Tel. 6 17 42. Übriger Kanton, Schweiz u. Ausland: Orell Füßli-Annoncen Aarau, Bahnhofstr., Tel. 2 26 12.

Menziken, Mittwoch, den 31. August 1960 — Erscheint Mittwoch und Samstag — Nr. 69

Zeitungskopf des «Wynentaler-Blatts» vom 31. August 1960.

Am 9. Mai 1962 präsentierte sich das «Wynentaler Blatt» als die «grösste Lokalzeitung des Kantons», aufgrund einer Analyse der auflagenmässigen Entwicklung der Aargauer Presse 1960–1962. Mit einer Steigerung von elf Prozent kam das Menziker Blatt auf 6059 Exemplare. Es wurde nur vom «Badener Tagblatt» (17 Prozent) übertroffen. Diesselbe Analyse dürfte für das nachbarliche «Echo» wie ein Schock gewirkt haben. Schon in der nächsten Nummer, am 12. Mai 1962 fand sich auf der Frontseite eine «Gemeinsame Erklärung» der Verleger des «Echo vom Homberg» und des «Wynentaler Blatts». Festgehalten wurde, dass Blätter mit 2000 bis 3000 Exemplaren nicht mehr existieren könnten und daher in jüngster Zeit die «Lenzburger Zeitung», der «Surseer Anzeiger» und das «Katholische Volksblatt» von Sins eingestellt werden mussten. Da die zwei Zeitungen im obern Wynental

[120] WB, 31. März 1995, Nekrolog von Manfred Baumann.

«die gleiche politische Richtung (neutral) vertreten», sei man zur Überzeugung gelangt, dass das «Zusammenlegen der beiden Zeitungen» die beste Lösung sei. Daher habe die Firma Baumann das Verlagsrecht für das «Echo» auf den 1. Juli 1962 käuflich erworben. «Als externer redaktioneller Mitarbeiter wird Ernst Tenger, Reinach tätig sein.» Sein Wirken für das Menziker Organ mit dem neuen Untertitel «Vereinigte Regionalzeitung – Echo vom Homberg – Kulmer Bezirksblatt» war schliesslich nur von kurzer Dauer. Tatsache war, dass das Monopolorgan im obern Wynental seine Stellung durch die Fusion enorm gestärkt hatte.

Zum Jahresanfang 1966 richtete Manfred Baumann das Wort an seine Leserschaft in eigener Sache.[121] Eine Zeitung sei «ein launenhaftes Ding wie ein Lebewesen, das ständig Sorgen bringt, Probleme stellt, Leser freut und verärgert». Seine Firma erhalte «zweimal täglich die Nachrichten und Kommentare einer schweizerischen Agentur und die neuesten Bilder aus dem Ausland und der Schweiz von einer amerikanischen Fotozentrale. Weitere ungefähr zwanzig kleinere Pressedienste stehen uns zur Verfügung.» Das redaktionelle Sichten des Materials richte sich nach dem Prinzip, dass auch «heute dem Bösen mehr Gutes» gegenüberstehe. Das WB bringe nicht das, was «das Sensationsbedürfnis der Massen befriedigt und was der immer unbewusst vorhandenen Unzufriedenheit und Kritiksucht entgegenkommt». 70 Korrespondenten aus rund 20 Dörfern des Einzugsgebietes «schicken uns regelmässig (oder auch nur gelegentlich) ihre Berichte aus dem Lokalkreis. Als die erste Lokalzeitung hat das Wynentaler Blatt 1961 eine automatisch arbeitende elektronische Clichiermaschine in Betrieb genommen.» «Auf diese Weise kommen die vielen Bilder zustande, welche Sie in unserer Zeitung sehen.» Stolz und Verantwortungsbewusstsein des Verlegers, aber auch sein klares Weltbild prägen diesen Aufsatz.

Gleichzeitig bekannte der Verleger, dass aus Folge der «ungeheuer gestiegenen Kosten der technischen Herstellung und der redaktionellen Kosten» die kleinen Blätter ums Überleben kämpften. Dann warb er für Anzeigen in seinem Organ, das in 90 Prozent der Haushalte in diesem «geschlossenen Wirtschaftsgebiet» eine ungeheure Dichte aufweise, und dass ein Gratisanzeiger nur noch «die restlichen zehn Prozent, vor allem italienische Haushaltungen», bedienen könnte, sofern dort nicht ein Stop-Kleber angebracht sei. So spielte er seine Trümpfe aus; vor dem geistigen Auge den 1966 neu im ganzen Kanton gestreuten «Aargauer Kurier». Manfred Baumann behauptete damals: «Sicher ist jedenfalls, dass ein solcher (Gratisanzeiger) nicht neben dem Wynentaler Blatt oder umgekehrt existieren könnte.» Sein Sohn und Nachfolger, Hans Baumann, wird sich 1999 mit zwei Organen dieser Art im selben Einzugsgebiet, der «Wochen-Post» und der «Wyna» um die Inserate streiten müssen. Und wird sich trotzdem behaupten. 1977/79

[121] WB, 5. Januar 1966.

erfolgte die Revolution von Blei- auf Fotosatz. Am 24. August 1979 wurde gemeldet, dass am 28. August 1979 die Nummer ausfallen müsse, und am 31. August desselben Jahres wurde in einem Sonderbericht «Vom Bleisatz zur Elektronik» mit Illustrationen über das neue Verfahren orientiert. Von nun an erschien das Blatt in etwas kleinerem Format.

Trotz allen Neuerungen: Das Erscheinungsbild der Zeitung blieb erstaunlich konstant, Farbakzente wurden nur spärlich gesetzt und die reichen Illustrationen hatten bei diesem Organ ja Tradition. Baumann kam schon von seiner innern Haltung nie in Versuchung, einen Wynentaler «Blick» zu produzieren. Die «Vereinigte Regionalzeitung» erschien seit 3. Januar 1968 am Dienstag und Freitag, vorher steckte das Blatt am Mittwoch und Samstag in den Briefkästen. Die Wochenendnummer wurde reichlich ausgestattet. Seit 1966 gehörte eine Fernseh-Radio-Seite dazu, neben den Gedanken zum Sonntag und den unterhaltenden Beiträgen.

Die «Landzeitung mit der weitaus grössten Auflage im Kanton Aargau und Luzern»[122] hatte sich schon früh einen vollamtlichen Redaktor zugelegt, sodass sich der Eigentümer und Verleger intensiv den geschäftlichen Belangen widmen konnte. Dies ist dem Unternehmen gut bekommen. Seit 1961 leitete Walter Hess, aus Wald (ZH) kommend, die Redaktion. Vorher war schon Albin Minder zeichnender Redaktor gewesen. Zu den externen Mitarbeitern zählten 1962: Nationalrat Dr. Erwin Akeret (Schweizerische Umschau), Dr. G. van den Bergh, Menziken (Ausland-Rundschau), Nationalrat Karl Steiner, Oberkulm (Landwirtschaft) und Th. Grote, Reinach (Lokales). Damals wirkte noch nach, dass das «Wynentaler Blatt» eine Zeitung der BGB (heute SVP) gewesen war und einstens im Gegensatz zum freisinnigen «Echo» gestanden hatte. Gründer August Baumann hatte die Freundschaft mit dem Verleger und Nationalrat Akeret aus dem Zürcher Unterland aufgebaut und Manfred Baumann pflegte diese weiter, auch wenn der Sohn seine Zeitung zur Forums-Zeitung umgestalten wollte. Im Dienste der Region sollten alle politischen Meinungen zum Wort kommen. Der Nachfolger von Hess, Herbert Schrag, kandidierte 1973 auf der Liste der FdP für den Grossen Rat. Über 20 Jahre lang berichteten die im Bezirk Kulm wohnhaften LdU-Nationalräte Andreas Müller und Samuel Meier aus dem Bundeshaus. Auf Schrag folgte Martin Suter; dieser hiess bereits leitender Redaktor. Seit 1978 war eine zweite volle Stelle geschaffen worden. 1999 steht derselbe Chef einem ganzen Team von redaktionellen Mitarbeitem vor. Manfred Baumann hatte als Verwaltungsratspräsident der Baumann AG gewirkt bis zu seinem Tode am 27. März 1995. Schon 1984 war sein Sohn Hans in die Firma eingetreten und der Vater hat ihm nach und nach die leitenden Kompetenzen abgetreten. Nach dessen Tod übernahm Hans auch das Präsidium der Familien AG, der auch ein auswärtiger Treu-

[122] WB, 5. Januar 1966.

händer angehört. Das «Wynentaler Blatt» erscheint 1999 in einer Auflage von 10 174 Stück; die Bezüger sind vor allem Abonnenten.

Die Konkurrenz des Inseratenblättchens «Wochen-Post», das ohne Textteil erscheint, hat zwar allen Lokalblättern des Bezirks Einnahmen weggeschnappt, aber keinen grösseren Schaden angerichtet. Gefährlicher erschien Baumann, als im Sommer 1999, am 30. September, eine redigierte Gratis-Wochenzeitung «Der Wynentaler» des Verlagshauses Kromer in Lenzburg auftauchte. Da das traditionelle Lokalblatt im Volksmund ebenso genannt wurde, protestierte der Verleger, wies auf die Verwechslungsgefahr hin und drohte mit rechtlichen Schritten. Am 26. Oktober 1999 gab Kromer nach und nannte seine Wochenzeitung fortan «Die Wyna».

Dass im Vorfeld dieser gütlichen Einigung harte Worte fielen, hat ihren Ursprung im Ringen der beiden Verlage im Raume Seetal, wo das Lenzburger Unternehmen mit seinem Wochenblatt «Der Lindenberg/Seetaler» seit 1993 das linke Seeufer gezielt zum eigenen Einzugsgebiet machen wollte. Dies veranlasste Baumann, seinerseits in den Bezirk Lenzburg am nördlichen Seeufer vorzustossen. Dieser Wettbewerb ist zugleich ein Kampf zweier Systeme: einmal werden Inserate mittels redaktionellem Text der Aufmerksamkeit der Leser angedient; im andern Falle sind die Anzeigen dringend notwendig, eine mit grossem redaktionellem Aufwand gestaltetes Meinungsorgan preislich im Rahmen zu halten. Ob sich die pessimistische Prognose von Vater Manfred Baumann einstellt, wird erst die Zukunft weisen.

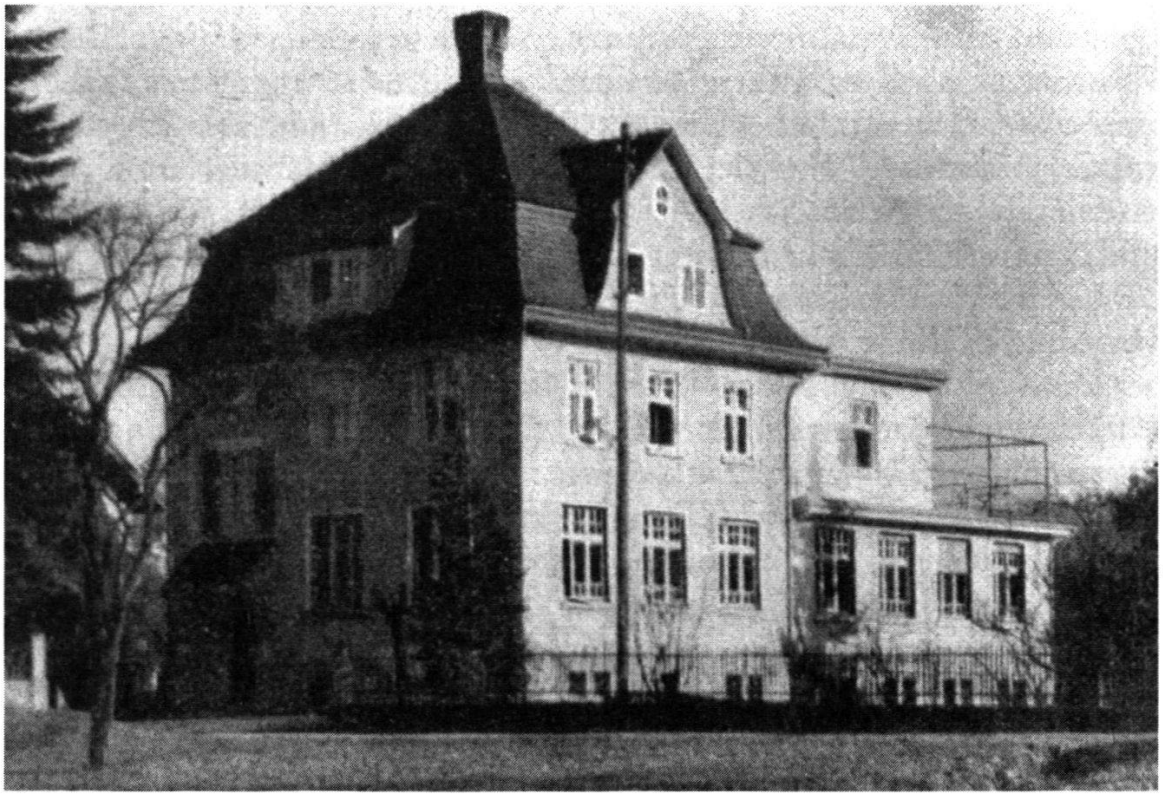
«Echo vom Homberg»: In eigener Sache[123]

Samuel Tenger und seinem Zeitungsorgan bereitete um 1908 der serbelnde «Wynentaler» unter Verleger Schori weniger Konkurrenz als die sich immer mehr verbreitenden Tageszeitungen. Er machte aus der Not eine Tugend und warb Abonnenten mit dem Hinweis auf die Vorarbeit, die ein Redaktor eines Lokalblattes leistet, indem er in der Papierflut das Unwesentliche aussondert. «Es ist eine Tatsache, dass auch heute noch zahlreiche Leser des Echo vom Homberg ohne ein tägliches Blatt auskommen und davon keinerlei Nachteile in gesundheitlicher oder ökonomischer Hinsicht oder in Bezug auf ihre geistige Kultur zu spüren behaupten.»[124]

Der Bau eines neuen Geschäftshauses an der Neudorfstrasse 10 (heute Druckerei Zuber) ermöglichte ein wirtschaftlicheres Arbeiten. Im November 1910 waren die neuen Räume bezugsbereit. Das «Echo» hatte jetzt 2500 Abonnenten, der «Wynentaler» nach Angaben von August Baumann zu

[123] Überblick nach E. Fischer, Jubiläumsausgabe 1934.
[124] Echo vom Homberg, 19. April 1934, 50 Jahre EvH von Ernst Tenger.

Anfang seiner Verlegerschaft nur noch 1050.[125] Korrenspondenten in allen Ortschaften belieferten die Zeitung mit Nachrichten, und der Bauerndichter Jakob Leutwiler aus Gontenschwil rückte hier seine Verse, der «Waldläufer» die feinsinnigen Jagdnovellen und Naturschilderungen ein.



Der Neubau der Druckerei Tenger von 1910 in Reinach und der Briefkopf der Firma von 1925 (Druckerei Tenger).

Ernst Tenger, der Sohn des Gründers, hatte nach der Lehrzeit zuhause (1899–1902) seine Wanderjahre in Grindelwald, Zürich, Ajaccio (Korsika), Freiburg i. Ue., Paris und Hamburg zur Weiterbildung im Beruf genutzt.

[125] WB, 100–Jahr-Jubiläumsnummer 1958.

1908 wurde er nach Hause zurückgerufen, weil es mit der Gesundheit seines Vaters schlecht stand. 1914, am 1. Juni, übernahm er das Geschäft auf eigene Rechnung. Am 3. August rückte Wachtmeister Tenger zum Aktivdienst ein und Ende Monat starb sein Vater.[126] Während des Krieges vertrat das «Echo» die bekannte Deutschschweizer Linie der Sympathie zu den Mittelmächten, und als er «etwas zu kräftig» behauptete, König Eduard VII. von England sei der Haupturheber des Krieges, wurde er dafür von Bern mit einem scharfen Verweis wegen «neutralitätswidrigen Verhaltens» gerügt. Nur mühsam konnte er Urlaub erwirken, um die nötige Aufsicht über sein Blatt auszuüben.

Das «Echo» kam 1934 nicht nur vier, sondern meist sechs bis acht Seiten stark ins Haus. Es berichtete, laut Fischer, «über die Weltereignisse in grossen Zügen, über das aber, was bei uns gedacht und getan wird, in allen Einzelheiten». Vom Kampfblattcharakter sei nichts mehr zu spüren. Die «vollkommenste Harmonie» bestehe zwischen den beiden Lokalblättern. Obwohl in der Zwischenzeit der «Wynentaler» zum Organ der neugegründeten Bauern- und Bürgerpartei geworden, das «Echo» aber unverrückt ein Organ des Freisinns geblieben sei, könne von reinen Parteiblättern nicht gesprochen werden. Viele Haushaltungen würden mit beiden Zeitungen bedient. Dennoch deutete Ernst Fischer 1934 auf eine neue Tendenz hin, die in den folgenden Jahren zur politischen Grundsatzfrage werden wird. Das «Echo» komme in der Gegenwart auf seine kämpferischen Parolen der Anfangszeit zurück: «Loslösung der Staatsmacht vom Parteigetriebe und Beschneidung übel angebrachter Volksrechte.» Was 1934 noch wie Neubesinnung auf den Liberalismus von 1884 aussah, war bald Vorbote einer fragwürdigen Erneuerung in undemokratischem Sine. Wieweit sich das «Echo» hier aufs Glatteis wagen wird, kann nur die genaue Analyse zwischen 1934 und 1939 ergeben.

Von Form und Inhalt

In der Zeit um 1914 umfasste das «Echo» samstags oft sechs Seiten, wovon bis dreieinhalb angefüllt mit Anzeigen. Dieser Umstand beweist, dass Samuel Tenger wie sein Nachfolger es trefflich verstanden, die freisinnig-demokratischen Geschäftsfreunde, die der Zeitung einstens zu Gevatter gestanden hatten, bei der Stange zu halten. Obwohl eine Parteibezeichnung im Kopf immer fehlte, bezeugten Fenster von Delegiertenversammlungen und Parteitagen oben auf der Frontseite, dass die Parteinähe für die Leserschaft eine Selbstverständlichkeit war. Das achtseitige «Illustrierte Sonntagsblatt», das die Wochenendausgabe begleitete, wurde nicht im Hause

[126] EvH, Nekrolog am 2. September 1914.

hergestellt, sondern aus Deutschland bezogen; dies bezeugte eine Notiz vom 26. Dezember 1914 im «Echo», dass Truppentransporte in Süddeutschland die Lieferung der Beilage verzögert hätten.

Wie das Konkurrenzblatt «Wynentaler», suchte auch das «Echo» vor allen Lokalblatt zu sein. Als die Kriegsereignisse im Spätsommer 1914 die lokalen Berichterstatter so fesselten, dass die kleinen Nachrichten aus dem örtlichen Alltag darob zu versiegen drohten, musste Redaktor Tenger seinen Mitarbeitern die Leviten lesen: Wir haben genügend Meldungen von den Fronten, um mehr als unsere Zeitung zu füllen; was wir brauchen, um Lokalblatt zu bleiben, sind eure Meldungen. «Unsere Soldaten wollen wissen, was in der engsten Heimat passiert.»[127]

Samuel Tenger, nach 1914 sein Sohn Ernst Tenger, legten ihre redaktionelle Arbeit vor allem in die Übermittlung der aussenpolitischen Zusammenfassung Umschau. In ihr wurde aus den beschränkten Möglichkeiten eines Provinzblättchens eine Tugend gemacht: «Diese Arbeit des Ausscheidens des Unwesentlichen und Unrichtigen, der Zusammenfassung des Wichtigen und der verständlichen Darstellung dessen, was wirklich geschehen ist, soll nun eben die nur zweimal erscheinende Zeitung verrichten.»[128] Und diese – mindestens einmal pro Woche erscheinenden Leitartikel – bilden die wichtigste zeitungsgeschichtliche Quelle, denn die Redaktion scheute sich nicht davor, diesen Text mit Herzblut zu schreiben und persönliche Meinungen einfliessen zu lassen. Der fliessende Übergang der Verlags- und Redaktionstätigkeit vom Vater auf den Sohn wurde doch markiert von zwei Daten: Am 2. September meldete das «Echo» den Tod von Samuel Tenger nach längerer Krankheit; am 14. Oktober erscheint erstmals Ernst Tenger im Kopf der Zeitung.

Im Gegensatz zu den meisten Blättern im Kanton verzichtete das «Echo» auf den ständigen Roman «unter dem Strich», nicht aber auf feuilletonistische Beiträge fast in jeder Nummer. Tenger konnte da auf mehrere Lieferanten aus dem Leserkreis zählen, sei es «Jakob Luegisland», der «Linus auf Homberg» (Gottlieb Härri) vor 1914 oder auf die fleissigen Verfasser von Gedichten zu jedem Fest- oder Trauertage wie Jakob Leutwiler, Gontenschwil, «E.W.» und Jakob Bättig. Fanden winters die Aufführungen der emsigen Vereine der Talschaft allerorten statt, so lohnte sich gar eine eigene Rubrik Theater und Konzerte. Tengers Vorliebe für Gedichte mit Lokalkolorit bis hin zu Nekrologen in gebundener Form korrespondierte mit seinen häufigen Kurzkommentaren in Form von Sprichwörtern oder landläufig bekannten Zitaten aus der Weltliteratur. Dabei blieb er durchaus Journalist: Bei der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo gab

[127] EvH, 16. September 1914.
[128] EvH, 31. Januar 1914.

Ernst Tenger, Buchdrucker und Redaktor des «Echo vom Homberg» 1914–1936 (Bild: Georg Mayer).

Tenger ein Extra-Blatt heraus, um seine Leserschaft auf dem aktuellen Stand zu halten.[129]

Einmal, da trat auch der Redaktor aus seiner fingierten Anonymität heraus und machte nebenbei sich selber zum Thema: als zur Zeit der grossen Grippe 1918 der Arzt dem Zeitungs-Chef bedeutete, dass spanische Grippe und Umschau sich nicht vertrügen, da schrieb der Unermüdliche halt aus seiner «Krankenbänne» heraus gleichwohl seinen Beitrag. Ein innenpolitisches Thema liess den Verleger nicht los und er diente damit den Arbeit-

[129] EvH, 1. Juli 1914.

gebern wie den Arbeitnehmern seiner Region: Tabakmonopol, Tabaksteuer und Tabakzoll in allen Varianten, als Bericht, Aufruf, Petition, Diskussionsbeitrag.[130]

Während er dem Konkurrenz–Nachbarblatte, dem «Wynentaler«, durchaus Kredit und Anerkennung zollte und jahrelang Kontroversen mit Baumann vermied, verurteilte er jeden Versuch anderer Berufskollegen, mit Parteiblättern ins eigene Revier einzudringen. Dieses «anmassende Geflügel» möchte gerne «die Brosamen vor der Nase wegschnappen», auf die die kleine Landpresse so sehr angewiesen sei. Eine Schmutzkonkurrenz! Die Gratulation zum 75jährigen Bestehen des «Wynentalers» wurde verbunden mit der Hoffnung, «dass die Verträglichkeit zwischen unsern beiden Lokalblättern, wie sie (man) seit so vielen Jahren geübt wurde, auch weiterhin Bestand haben werde».[131] Bald, am 19.April 1934, werde auch das «Echo» «ins zweite halbe Jahrhundert seines Bestehens eintreten» und dazu eine Jubiläumsnummer zusammenstellen. Dass ab 1918 das bäuerliche Konkurrenzblatt dank seines lokalen Nationalrates Richard Zschokke, Gontenschwil, aus Bern eingehend mit Stoff versorgt wurde, stachelte auch den Ehrgeiz Tengers an, der zur Sessionszeit mindestens gelegentlich einen ausführlichen Korrespondentenbericht einkaufte, um die eigene Abonnentenschaft nicht im Hintertreffen zu belassen. Ein Beispiel, wie friedliche Koexistenz gleiche Ergebnisse zeitigen kann, wie der gnadenlose Kampf.

Der typische Deutschschweizer

Die allbekannte Tatsache, dass die Zeitungen der deutschsprachigen Schweiz 1914–1918 ihre Sympathien zu den Mittelmächten nicht versteckten, liesse vielleicht den Schluss zu, dass auf deren Darstellung verzichtet werden könnte. Weil aber das «Echo» nicht einfach Kommentare der «Schweizerischen Mittelpresse» kolportierte, sondern in eigenen geharnischten Worten Meinungen und Gefühlen Ausdruck verlieh, lohnt sich allemal, einige Kostproben zu servieren. Sie sind gleichzeitig Ausdruck und Beweis des publizistischen Zwiegesprächs zwischen Tenger und seiner Wynentaler Leserschaft, einfassend alle Vorurteile und Umbrüche.

Der fette Titel «Der Krieg erklärt» am 29. Juli 1914 zeigte, dass diese Meldung wichtig erschien, sie konnte «weder überraschen noch beunruhigen», denn sie brachte die längst erwartete «Klärung der Lage».[132] Als der Krieg überraschenderweise nicht lokalisiert blieb, begann das Fronten- und Lager-Denken. «Vier Nationen gegen die Deutschen», das konnte doch nicht gerecht sein. Machtpolitik stand dem ehrenhaften Selbstbehauptungs-

[130] EvH, z. B. Januar 1914, September 1914.
[131] EvH, 16. Dezember 1933.
[132] EvH, 29. Juli 1914.

willen gegenüber. Wenn Kaiser Franz-Josef seinen Aufruf «An die Kinder Unseres Reiches» erlässt, dann tut er in Wort und Geist etwas anderes, als «die Himmelslichterlöscher, die heute Frankreich regieren». Hier galt es, «Neutralitätsgewinsel» zu unterlassen und Gesinnung zu zeigen. Man zitierte gerne deutsche Blätter, um sich die wahre Neutralität bestätigen zu lassen, die Meinungen und Sympathien nicht ausschliesst. Denn «zwischen den Zeilen bricht oft das persönliche Gefühl des Schreibers durch; wohltuende Worte und schönes Verständnis für die deutsche Sache ist da zu finden»,[133] fand damals die «Vossische Zeitung», und die «Frankfurter Zeitung» wurde unter dem Titel «Ein gutes Wort über unsere Neutralität» zitiert, die von der «ruhigen Würde» sprach, mit der Deutschschweizer Blätter berichteten. Diese wohltuenden Worte beflügelten Tenger zu Erwägungen, die im heutigen Urteil geradezu als grotesk erscheinen: «Riss Deutschland das Völkerrecht an, (mit seinem Überfall auf Belgien! Verf.) so hat Britannien viel gründlichere Arbeit geleistet. Nicht nur an einem neutralen kleinen Land vergriff es sich wie die Deutschen, es legte seine gepanzerten Krallen auf alle Ozeane und schlug seine Eisenfaust allen Neutralen ins Gesicht, um Deutschlands und Österreichs Frauen, Kinder und Greise dem Hungertode zu überliefern.»[134] Da aber die Landesversorgung in der Schweiz damals im Argen lag, sprach der Redaktor seinen Lesern aus dem Herzen.

Das Friedensangebot der Mittelmächte im Dezember 1916, nachdem die deutschen Truppen Rumänien zerschmettert hatten, wurde von der Rede des Reichskanzlers in extenso begleitet, die der «Firma Lloyd George ... Briand und Cie»[135] doch Einsicht beibringen sollte. Doch: «Fast möchte man an Wahnsinnstaten glauben, wenn man von der Blutgier, die in diesen Kreisen herrscht, immer mehr überzeugt wird.» «Eine wahre Hölle geistiger Vergiftung liess ihren Odem wehen aus London und Paris.» Obwohl mit jedem weiteren Monat des Krieges die Friedenssehnsucht im «Echo» wuchs, konnte und wollte für Wilson keine Sympathie aufkommen, zusehr lag die Kriegsschuld allein auf der Entente-Seite. Dass der USA-Präsident in seinem ersten Vermittlungsversuch gar die Heilige Schrift herbeibemühte, fand Tenger geschmacklos: «Herr Wilson sei gesegnet, wenn er seinen philosophischen und theologischen Reminiszenzen ein Ausfuhrverbot für Kriegsmaterial und die Proklamation des freien Lebensmittelverkehrs zwischen der alten und der neuen Welt folgen lässt!»[136] Immerhin: Im Gegensatz zu den Entente-Mitgliedern würden die Mittelmächte die Vorschläge Wilsons ruhig diskutieren. «Ist es das schlechte Gewissen, das den Kriegs-

[133] EvH, 8. Dezember 1914.
[134] EvH, 8. Januar 1916.
[135] EvH, 16. Dezember 1916.
[136] EvH, 27. Mai 1916.

hetzern das Blut in die Stirne treibt?»[137] Und Tenger mitsamt seiner Abonnentenschaft bleibt auch zwei Jahre später ihrer Linie treu: Wilson hält «seine Kriegsrede» am Grabe Washingtons; «viele Worte ohne Wert zur Friedensanbahnung».[138] Und ein USA-Arbeiterführer hetzte in England die Arbeiter gegen die Mittelmächte auf, mit seinem «schwindelhaften Geschwätz von Demokratie».[139] Erst als sich das «Kriegsglück – vielleicht nur vorübergehend – auf Seite der Entente gewendet» hatte,[140] verfuhr auch das «Echo» gnädiger mit dem amerikanischen Präsidenten: «Wilson für den Waffenstillstand». «Wir sagen nur: Gott sei Dank! sie reden noch miteinander!»[141]

Da waren die Friedensbemühungen und -hoffnungen von Brest-Litowsk 1917 nach Meinung des «Echos» von ganz anderem Format! Das «Alldeutschtum» mit dem Ziel, Gebiete einzudeutschen, sei verflogen; die Mittelmächte wollten vorerst nichts dazuerwerben. Aber nur Russland habe die Chance wahrgenommen, nicht aber die verruchten Entente-Mächte. Und so genoss Lenin in Reinach (AG) wie in Berlin 1917 noch grosse Sympathien. Welch miese Kamarilla, die mit einem Attentat den grossen Revolutionär beseitigen wollte: «Offenbar handelte es sich um einen Versuch, den Friedensmann möglichst radikal aus der Welt zu schaffen», mutmasste das «Echo».[142] Das «Siechtum der Staaten» bei Kriegsende – der Bolschewismus als Gefahr «hat Fackeln bereit, um den Brand in alle Dachstühle zu werfen» – liess auch die Drahtzieher aus Moskau bei Tenger in Ungnade fallen.[143] «Auch wir Schweizer fühlen neben dem frühlingshaften Friedenshauch Wilsons den giftigen Pesthauch seines Widersachers Lenin.»[144]

Es war der letzten Umschau des Jahres 1918 vorbehalten, alle Irrungen und Wirrungen in der letzten Phase des Krieges zu erklären und damit auch die eigenen Verschätzungen zu entschuldigen. Ludendorff ist an allem schuld, so die neue These. Sein reines Machtdenken hat den Frieden von Brest-Litowsk pervertiert. Er hat das Alldeutschtum mit den Annexionswünschen wieder ins Spiel gebracht. Mit «400 000 zusätzlichen Toten» versprach er dem Reich einen siegreichen Frieden. Erst als er beiseite geschafft war, konnte der Waffenstillstand werden. Wilhelm II. endete damit als besiegter Sieger – nicht als geschlagener – was immer das heissen mag. 1918 bedeutete Ende und Anfang. «Die Herrschaft der Macht» sei zu Ende, der «Schlussstrich mit Menschenblut gezogen», der Titel des Neuen: «Das Recht». Eine tröstliche Prognose. Sie wandelte Tenger zugleich zum Wil-

---

137 EvH, 3. Juni 1916.
138 EvH, 10. Juli 1918.
139 EvH, 14. September 1918.
140 EvH, 21. September 1918.
141 EvH, 26. Oktober 1918.
142 EvH, 19. Januar 1918.
143 EvH, 26. Oktober 1918.
144 EvH, 9. November 1918.

son-Verehrer, bestätigte ihm aber nachträglich das Bild der fiesen Machthaber in Paris und London, samt Tschechen und Südslawen, die sich «wie Raubtiere» auf die ihnen anvertrauten Minderheiten stürzten.[145] «Die Phrasen der heutigen Sieger!» Eine Formel, die sowohl die Herren von «Versailles«, als auch das Urteil Tengers neu fixierte.

Die lange Kriegszeit hatte die Presselandschaft zwischen Welschland und Deutschschweiz entzweit; eine breite Schlucht lag dazwischen, und das Reinacher Lokalblatt hatte wacker mitgetan, die französischsprachigen Blätter der Neutralitätsverletzung und der Hetzpropaganda für die Entente zu zeihen.[146] «Die Volksverhetzende (sic) Zügellosigkeit unverantwortlicher welschschweizerischer Publizisten und Krakeelmacher» habe dazugeführt, dass in Lausanne sogar deutschfeindliche Ausschreitungen am 29. Januar 1916 stattfinden konnten. Erst der «Staatsstreich»-Versuch[147] des Oltner Streikkomitees und die aufsteigende Militärfeindlichkeit der Linksparteien überlagerten schliesslich diese Kluft. Das «Echo vom Homberg» fand – wie die bürgerlich denkenden Pressekonsumenten – im Anti-Bolschewismus ein Mittel, das Bürgertum von Genf bis Rorschach zu einen. Die Kommentare zu den Parlamentsdebatten nach dem Generalstreik liessen die früheren Animositäten verblassen – nicht planmässig, aber wirkungsvoll. Statt die «Revolutionsnester» auszunehmen, hatte man «Leisetreterei» betrieben.[148] Das sollte nun anders werden. Die Ausweisung der russischen Gesandtschaft, mit «Abschieds-Znüni» in Schafisheim, betrachtete man als Akt eines geeinten, bürgerlich dominierten Staatswesens.[149]

Autoritäre Staatsformen und Demokratie

Wenn das «Echo» zu Wilsons Tod schrieb, dass dieser Mann «von edelsten Motiven getragen» seine Mission erfüllen wollte, so erwies ihm die Redaktion späte Ehren und zeigte selber späte Einsicht.[150] Er wollte «Frieden ohne Sieg» und damit wahre Beruhigung. Von seiner Völkerbundsidee blieb nur eine «Fratze». «Die Gunst des Tages gehört dem Erfolg; darum ist das niedergeworfene Deutschtum der Missachtung verfallen.»[151]

Demokratie – wie von Wilson gewünscht – konnte unter solchen Bedingungen nicht gedeihen, dafür «Hass und Räuberromantik», wie sie bei «völkischen Leuten in Deutschland und bei überreizten Nationalisten in Italien

[145] EvH, 14. Dezember 1918.
[146] EvH, 5. Dezember 1914.
[147] EvH, 16. November 1918.
[148] EvH, 9. November 1918.
[149] EvH, 16. November 1918.
[150] EvH, 6. Februar 1924.
[151] EvH, 5. Januar 1924.

sichtbar wird».[152] Die Kommentare zum Hitlerprozess im März 1924 beweisen, dass Tenger trotz Sympathie zum leidenden Deutschland die Erneuerer richtig einzuschätzen wusste. «Auf mancher Bierbank sitzen klügere Leute, als auf der Münchener Anklagebank.»[153] In der Umschau zur Kriegsschulddebatte räumte Tenger ertmals ein, dass Deutschland mitschuldig sei.[154] Dies alles rechtfertigte aber nicht, dass Rüstungsbeschränkungen nur einseitig erfolgten, ungeheuerliche Reparationen verlangt würden und Frankreich das Ruhrgebiet besetzte.

Es fällt auf, dass Tenger immer häufiger längere Kommentare und Analysen aus der «Ostschweiz» abdruckte.[155] Mit dieser katholischen Partei-Tageszeitung kann unmöglich ein Zusammenarbeitsvertrag bestanden haben. Eine geistige Übereinstimmung auf gewissen Gebieten könnte Tenger veranlasst haben, diese Zeitung laufend zu konsultieren. Bezüglich Faschismus in Italien gab sich das «Echo» aber distanzierter als sein mögliches Vorbild. Schon 1924 verglich der Redaktor die Parteiherrschaft Mussolinis mit der Tscheka, und damit entlarve sich das ganze System. Der Personenkult im Süden wie im Norden beleidigte den Demokraten Tenger lange bevor sich auch in der Schweiz Führer-Ideen breitmachen wollten.[156] Seine Aversion gegenüber Ludendorff und Tirpitz mit ihrem «Säbelrasseln« schlug sich auch im Jahresrückblick 1924 nieder.[157]

Dass sich die Aufmerksamkeit in der Folge mehr auf die kommunistische Gefahr als auf die andern antidemokratischen Bewegungen in den Nachbarländern konzentrierte, darf weiter nicht erstaunen. Der Marxismus war als reale Macht in der schweizerischen Innenpolitik präsent und wirkte durch die Armeefeindlichkeit und durch die Formel Diktatur des Proletariats herausfordernd und drohend auf das politische Geschehen.

«Im pathologischen Reichstag ist alles möglich: auch Hitler als Reichskanzler», schnödete Tenger bei dessen Machtübernahme und wertete die ersten Handlungen der neuen Regierung ohne Umschweife beinahe als Staatsstreich.[158] Das Bekenntnis des deutschen Volkes «gegen die Demokratie» in manipulierter Abstimmung fand das «Echo» bedenklich, sah aber im Umstand, dass 50 Prozent gegen das Hitler-Regime votiert hatten, einen Hoffnungsschimmer.[159] Im Gegensatz zur Linkspresse konzentrierten sich die Landzeitungen immer deutlicher auf die Innenpolitik und die Abwehr des direkten Einflusses, der dem Lande durch die diktatorischen Regimes der Nachbarstaaten drohten. Mögen diese doch «nach ihrer Fasson poli-

[152] EvH, 29. März 1924.
[153] EvH, 29. März 1924.
[154] EvH, 2. August 1924.
[155] EvH, 9. Januar, 25. Juni 1924.
[156] EvH, 12. April 1924.
[157] EvH, 31. Dezember 1924.
[158] EvH, 4. und 11. Februar 1933.
[159] EvH, 8. März 1933.

tisch seelig» werden![160] Lassen wir sie in Ruhe, so werden sie am ehesten ein Gleiches tun. Wenn die Deutschen aber ein Urteil über sich wollen, so sei dies eine «klare Absage an Nazi-Deutschland». Alles, was dort bezüglich Schweiz inszeniert werde, sei für unser Land negativ, die Handels- und Zinspolitik, die politische Beeinflussung wie die Alemannentage und ähnliche Veranstaltungen, die «Heim ins Reich»-Propaganda.[161] «Der Geduldsfaden wird dünner.» Der Hitlergruss «geht uns einen Deut an». Schweizer würden auch in Deutschland anders grüssen. Der Bundesrat müsste sich in Berlin entsprechend verwenden, nachdem neuerdings Landsleute im Reich schikaniert werden. Man räumte beim «Echo» ein, dass die «Göbbels-Regie» funktioniere – «der Neid muss ihm das lassen»[162] – und dass Hitler den 1. Mai zum nationalen Feiertag gemacht habe und auch die Plebiszite bewiesen, «dass er kein schlechter Psychologe ist».[163] Aber «für Ehr und Wehr unseres Landes» müssten die Behörden gegenüber der fremden Beeinflussung mehr Mut zeigen. «Die Österreicher zeigen mehr Rasse.» «In Österreich wurde eine Reihe von weiteren Zeitungen, namentlich reichsdeutsche wie Der Angriff und Der völkische Beobachter, für die Dauer eines Jahres verboten.»[164]

Bei aller Akzeptanz der politischen Realität im nördlichen und südlichen Nachbarlande: wo immer grobe Verstösse gegen das Gebot der Menschlichkeit erfolgten, war die Toleranz Tengers am Ende. Die «schroffe Wendung zum hemmungslosen Antisemitismus, die sich in Deutschland soeben vollzieht», sei alarmierend.[165] Und der darauf folgende Juden-Boykott, samt dem kurz darauf verfügten Abbruch der Aktion, erzeugte ein unwirsches Kopfschütteln: «Was soll das alles?» Hatte man in Reinach das NS-Parteiprogramm nicht zur Kenntnis genommen oder nicht ernstgenommen? Wie konnte dies mit den Gutwetterzeichen in Hitlers Aussenpolitik vereinbart werden, wenn genau dieses Ausland durch solche Untaten schockiert wurde? fragte sich die Redaktion.[166] Doch bis zum Jahresende wusste auch der Reinacher Redaktor, dass das Parteiprogramm nicht nur ein Papiertiger war: «Zu Tausenden und Abertausenden wanderten Oppositionelle und Oppositionsverdächtige in Konzentrationslager.» Die Jugenderziehung wurde «unter den Zwang der diktatorischen Staatsidee gestellt». Der «eiserne Rahmen» wird nach ebensolchen Inhalten rufen. Und rhetorisch fragte Tenger seine Leserschaft: «Wird die gewaltsame Durchführung der nordischen Rassenideale Generationen von starken und guten Menschen schaffen?» Versprechen solche Praktiken ein «goldenes Zeitalter»?

---

[160] EvH, 11. März 1933.
[161] EvH, 19. August, 9. September 1933.
[162] EvH, 5. März 1933.
[163] EvH, 11. November 1933.
[164] EvH, 20. Dezember 1933.
[165] EvH, 1. April 1933.
[166] EvH, 8. April, 27. Mai 1933.

Im Gegensatz zu vielen Journalisten bürgerlicher Blätter hatte sich Tenger mindestens 1933 mit dem Nationalsozialismus als Ideologie befasst und begann diese Doktrin, die immerhin eine allmächtige Staatspartei leitete, ernst zu nehmen und mit ihr als politischer Macht zu rechnen.

Der aufgedrängte Auslandteil 1934–1945

1934, im fünfzigsten Jahrgang des «Echos», war die Schweizer Presse auf dem Prüfstand. «In eigener Sache» versprach die Redaktion schon im Februar eine Sondernummer und rief zu Jubiläums-Beiträgen auf. Daneben gab es nicht viel zu feiern. Selbst die Inlandnachrichten standen mit der Entwicklung in Hitler-Deutschland in Korrespondenz, wobei eine gewisse Parallelisierung unserer nationalen Lage mit der Österreichs unverkennbar war.

Dass sich eine schweizerische SA in Berlin etablierte, war für das «Echo» hochverräterisch, und die Redaktion verlangte vom Bundesrat sofort ein Verbot solcher Abenteurerpolitik von «Burghölzlischweizern». Obgleich nach einem Interview eines Schweizer Journalisten mit Rudolf Hess, dem Stellvertreter des Führers, jede Gefährdung der Schweiz durch das neue Reich in Abrede gestellt wurde, blieb man bei der Landpresse skeptisch, wie gegenüber allen Feinden der Demokratie. Das «Echo» zeigte Verständnis für die Niederschlagung des «Marxisten-Aufstandes» durch Dollfuss in Österreich, obgleich die Links-Extremisten vor allem eine Machtübernahme der Nazis verhindern wollten. «Behüte mich vor meinen Freunden!» müsste sich der Bundeskanzler gesagt haben.[167] Gleichzeitig solidarisierte man sich mit Östereich, wenn es galt, gegen die Einmischungen Nazi-Deutschlands zu protestieren.[168]

Im Aufsatz «Die deutsche Flut» zeigte sich die Redaktion befriedigt über den geringen Umfang der politischen Invasion aus dem nördlichen Nachbarlande, aber gar nicht erbaut, ob der Papier-Schwemme, die dank deutscher, unschweizerischen Zeitschriften den Geist hierzulande zu beherrschen suchte. Die grosszügige Flüchtlings-Aufnahmepolitik des Bundesrates (Antwort Mottas) war gar nicht im Sinne des «Echos». «Flüchtlinge sind herzlich willkommen!» ironisierte die Zeitung. Wir litten unter Arbeitslosigkeit, und Hetzer hätten wir selber genug. Also: «bleibt draussen, ihr Herrschaften!»[169]

Der Standort des Reinacher Lokalblattes war klar: die Jungliberale Bewegung durfte ihren Aufruf zum Jahresanfang zuoberst auf der Frontseite plazieren, die Jungmannschaft der Freisinnigen buchte mehr Sympathie als die

[167] EvH, 24. Februar 1934.
[168] EvH, 21. Februar 1934.
[169] EvH, 14. April 1934.

Reinach-Menziken, Mittwoch № 1 den 3. Januar 1934

Echo vom Homberg

Postcheck- und Girokonto Aarau Nr. VI. 657 a a Telephon 51 Centrale Reinach

Abonnementspreise: Schweiz: halbjährlich Fr. 4.—, vierteljährlich Fr. 2.— bei der Post abonniert 20 Rappen mehr. Ausland: jährlich Fr. 16.— Ausland-Abonnemente müssen p. Voraus bezahlt werden

Einundfünfzigster Jahrgang

Redaktion und Verlag von E. Tenger in Reinach

Erscheint Mittwoch und Samstag

Einrückungsgebühren: Für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum im Bezirk 13 Cts., Aargau 16 Cts., Schweiz 20 Cts., Ausland 25 Cts., Reklamen 40 Cts. Bei größeren und Jahresaufträgen Rabatt. Inserate sind bis spätestens Dienstag und Freitag mittags einzusenden. — Bei Platzvorschriften werden 20% Zuschlag berechnet.

Inseratenannahme: für den Bezirk und die angrenzenden Gemeinden: durch die Expedition des Blattes. — — Für den übrigen Kantonsteil, die Schweiz und das Ausland: durch Publicitas, Schweiz Annoncen-Expedition Aktiengesellschaft Aarau (Telephon 7.30), Basel und Filialen.

Zeitungskopf des «Echo vom Homberg» vom 3. Januar 1934.

Etablierten, aber vor allem war die Redaktion der Vaterländischen Vereinigung verpflichtet, und man gab auch gleichzeitig ein Attest, was diese Organisation sei: total falsch sei der Vorwurf, sie sei ein Club besserer Herren, der Verein sei weder reaktionär oder gar halbfaschistisch. «Wir sind vaterländisch – und nichts als das.»[170] 1936, nach der Ermordung Gustloffs in Davos, freute sich das «Echo»: «Der Bundesrat zeigt Rückgrat» und beschloss, ausländische Vereinigungen wie die NSDAP der deutschen Staatsbürger in der Schweiz zu verbieten, obgleich man sich bewusst sei, dass Staat und Staatspartei in diesem Falle praktisch übereinstimmten.[171]

Am 5. Oktober 1936 starb Ernst Tenger überraschend, und der Nekrolog zeigte, dass er im Vereinsleben des Dorfes eine wichtige Rolle gespielt hatte. Vor allem als Präsident des Verkehrsvereins und als Mitglied des Handels- und Gewerbevereins zeigte er sich stark engagiert. «In seinem Beruf als Redaktor wollte der Heimgegangene stetsfort wissen, was seine Freunde zu den grossen Weltgeschehnissen, aber auch zu den lokalen Ereignissen sagten. Dadurch kam unser Ernst, vielleicht hin und wieder oft mehr als absolut nötig, in die Gesellschaft, aber da holte er sich wieder den Stoff zu seinen journalistischen Arbeiten.»[172] Ein Beispiel, dass redaktionelle Arbeit auf dem Lande nie Monolog oder Einweg-Information war. Den beiden Söhnen, die beide noch in ihrer beruflichen Ausbildung standen, Ernst in München, Hans Rudolf in Zürich, bedeutete der Tod des Vaters vorzeitiger Eintritt in Geschäft und Verantwortung. Zwar vermochte die Mutter bis 1943 noch mitzutragen, bis dahin hiess die Firma «E. Tenger's Erben», dann aber ging Druck und Verlag ganz auf die beiden Brüder über, wobei Ernst zumeist der Schreiber, Hans Rudolf der Techniker war. Der personelle Wechsel 1936 änderte kaum etwas an der Tendenz der Zeitungsinhalte.

Die Ereignisse in Europa, Einverleibung Österreichs und die Zerschlagung der Rest-Tschechoslowskei nach dem Münchner Abkommen, ver-

170 EvH, 21. März 1934.
171 EvH, 19. Februar 1936.
172 EvH, 10. Oktober 1936, zweiter Nekrolog.

nichteten jede Hoffnung auf die friedlichen Absichten des Hitler-Regimes. Klar äusserte sich aber auch die Kritik an die Adresse von England und Frankreich, die ihre frühern Freunde einfach fallenliessen. Die Lehre für die Schweiz sei, und dies trotz Zusicherungen der Westmächte an unser Land: Wir fühlen uns weder bedroht, noch haben wir grosses Vertrauen auf solch unsichere Hilfe von Westen.[173] Selbst die Friedenoffensive Roosevelts wurde nur skeptisch aufgenommen. Alle umliegenden Staaten fühlten sich vom Reiche nicht bedroht, dies bewiesen Umfragen, «aber beunruhigt sind sie alle», denn der vielzitierte Lebensraum sei ein zu unbestimmter Begriff. Zweckoptimismus oder Liebedienerei? Man lebte bezüglich Sicherheit von der Hand in den Munde: in der Umschau wurde Chamberlains Friedenpolitik gerühmt. Das Reich habe zwar «seine Ernte eingebracht», sei aber mit seinen «kriegswirtschaftlichen Massnahmen noch lange nicht fertig», somit hätten wir «auch für die nächsten Monate nichts zu fürchten».[174] Dann der Schock des Hitler-Stalin-Paktes! Noch nie drohten bei einer Nachricht im «Echo» so viele schwarze Händchen, der Hinweis auf eine erschreckende Meldung. «Wenn jetzt wegen Danzig Krieg droht, ist es die Schuld Deutschlands.» Grossbritannien sei insofern nicht ohne Schuld, als es das diplomatische Heft aus der Hand gegeben hat, wie «es in der Geschichte der britischen Diplematie wohl einzig dasteht».[175]

Der Ausbruch des Krieges wurde für das «Echo» zu einer Abrechnung mit Hitler, der den Pfad der Tugend damals verliess, als er sich mit den Bolschewisten verbündete. Schon die Besetzung von Prag hätte das deutsche Volk irritieren müssen, denn dies war das Ende der nationalen Politik. Mit dem Einsetzen der Pressezensur in der Schweiz versiegten aber bald die offenen Worte und Stellungsnahmen. Um gewichtige Urteile aus Frontmeldungen und Kriegskommentaren herauszuhören, muss fast ein Verstärker eingesetzt werden. Nach dem Polenfeldzug wurde die Erklärung Grossbritanniens gelobt, und zwar die Nuancierung, dass England «nicht den innern Nationalsozialismus, sondern die nationalsozialistische Expansionspolitik» bekämpfe. Damit wurde von der Redaktion einem Pragmatismus das Wort geredet, der uns heute zu denken gibt. Offen mutmasste sie, dass dieser Schachzug vorsehe, nach dem erfolgreichen Krieg gegen das Reich den Schlusskampf gegen den Bolschewismus in Russland gemeinsam zu führen. Der Wunsch war da Vater des Gedankens. Eine entlarvende Spekulation unter dem Motto: Es gibt nichts Schlimmeres als den Kommunismus!

Wie die ganze Schweizer Presse war auch das «Echo» des Rühmens voll über den finnischen Freiheitskampf 1939/40. Im Jahresrückblick 1939 fällt die Identifizierung der Schweiz mit Finnland und den baltischen Kleinstaaten auf. Der Ausschluss der Sowjetunion aus dem Völkerbund erhielt gros-

[173] EvH, 29. März 1939.
[174] EvH, 12. August 1939.
[175] EvH, 23. und 26. August 1939.

ses Lob. Die Erfolge der Achsenmächte auf den Schlachtfeldern Europas veranlassten die Redaktion immer häufiger, Hitler als Staatsmann zu betiteln. Misstrauen gegenüber den USA und Präsident Roosovelt war in der ersten Hälfte des Weltkrieges an der Tagesordnung.[176] Eigenartigerweise setzte Tenger am 10. Dezember 1941 die fette Schlagzeile «Der zweite Welikrieg ist ausgebrochen», als Japan Amerika und Grossbritannien offiziell den Krieg erklärte. Die Ereignisse in Europa wurden demnach Ende 1941 als Einzelaktionen zur Korrektur des Versailler-Vertrages gewertet. Eine sehr eigenwillige Konstruktion, nachdem längst auf allen Ozeanen und in der Luft gekämpft wurde, und Japan tief ins asiatische Festland eingedrungen war.

Entsprechend der Nähe zur Vaterländischen Vereinigung wertete das «Echo» den Angriff auf Russland ohne grosse Emotionen. Frontmeldungen waren in allen Zeitungen gleich geartet und enthüllten kaum eine Parteinahme. Der «Kampf der Waffen und Ideen» war letztlich Selbstzerfleischung zweier verhasster Systeme, wobei die NS-Ideologie – ganz im Gegensatz zum Bolschewismus – nach Meinung des «Echos» in der schweizerischen Innenpolitik kein Brot hatte und höchstens an unserer Grenze drohte.[177] Damit baute sich langsam die Sympathie zu Roosevelt und der Schiedsrichterrolle der USA auf, denn England allein konnte die Demokratie, die Menschenrechte und die Souveränität der Neutralen in Europa nicht sichern, soviel war auch der antimarxistischen, bürgerlichen Presse klar.

Erst gegen Ende des Krieges begann sich im «Echo» die Skepsis gegenüber den Alliierten wieder zu regen. Zum einen, da die «Wallfahrt nach Osten» der sowjetfreundlichen Kreise in der Schweiz 1944/45 ebenso verpönt war wie die «Wallfahrt nach Norden 1933–1945». Zum andern, weil die USA mit Wirtschaftsblockaden gegenüber der Schweiz drohten und politischen Druck auf unser Land ausübten, was man als unangebracht und zynisch ansah. An Raubgut in der Schweiz glaubte man selbst im Dezember 1945 kaum, vielleicht vermutete man darunter einige Kunstgegenstände, aber kaum Gold- oder Silberwaren. Das inventarisierte Vermögen der Deutschen in der Schweiz, etwa eine Milliarde Franken, war zwar gesperrt, aber selbstverständlich Gut der Eigentümer und nicht der alliierten Kontrollbehörden.[178] Im Aufsatz «Wie uns ein Brite sieht», am 8. September 1945, wurde das üble Wort vom «hohl und inhaltlos gewordenen Neutralismus» kolportiert, von dem es Abschied zu nehmen gelte. Dass nun unsere Staatsmaxime im Gegensatz zur Völkersolidarität gestellt werde, erschien der Redaktion als grotesk: «als ob die Neutralität unser Land je daran gehindert hätte, den Gedanken der Solidarität in aufbauenden Werken Gestalt zu geben!»

---

[176] Z. B. 25. Januar, 19. März, 8. November 1941.
[177] EvH, Titel am 5. Juli 1941.
[178] EvH, 5. Dezember 1945.

Nachkriegszeit und Ende

Als begeisterter Feldweibel war Ernst Tenger während des Weltkrieges häufig abwesend; auch sein Bruder Hans Rudolf weilte oft im Aktivdienst. Bis zu ihrem Tode 1943 konnte die Mutter das Geschäft durch die kritischen Kriegsjahre steuern. Die Firma hiess damals E. Tengers Erben. Am Ende des Krieges, als die aargauischen Politiker kecker geworden, kam in Mode, Anpasser der 30er-Jahre an den Pranger zu stellen. 1936 aus München kommend, war der junge Zeitungsfachmann Ernst Tenger nicht unbeeinflusst von den Ideen eines neuen Europas gewesen. Obwohl Mitglied der freisinnigen Partei, sagte man ihm im Dorfe nach, dass er mit den Erneuerern sympathisiert habe. Doch im «Echo» finden sich keine Anzeichen für eine entsprechende Einstellung. Er hielt sich mehr an die Stellungsnahmen der «Vaterländischen Vereinigung» (AVV). 1944 wurde das Geschäft von den beiden Brüdern zu gleichen Teilen übernommen.

Der sehr gesellige Ernst Tenger bewegte sich gerne im Kreise der lokalen Prominenz. Er war Mitbegründer des Unteroffiziersvereins, eifriger und guter Schütze, in leitender Funktion bei der Feuerwehr Reinach und Pfadfinder-Feldmeister. Durch seine Präsenz in all diesen Vereinen war auch das «Echo vom Homberg» überall dabei. Seine Berichte und Aufsätze waren sorgfältig abgefasst; entbehrten aber der journalistischen Kürze und Prägnanz. Obwohl ihm die Zeitung anvertraut war, entwickelte er sich zeitlebens nicht zum pfiffigen Joumalisten oder rasenden Reporter. Es waren vor allem Theodor Grote und Bezirkslehrer Dr. G. Hunziker, die als eifrige Zeitungsschreiber auffielen. Oft musste auch das technische Personal an der inhaltlichen Gestaltung der kleinen Zeitung mittun. Erst im letzten Jahr des «Echo» wurde es von einem hauptberuflichen Redaktor betreut, Peter Siegrist, wobei derselbe zwischendurch auch administrative Arbeiten zu erledigen hatte.

Bruder Hans Rudolf befasste sich nur wenig mit der Zeitung. Das Setzen und Drucken war ihm anvertraut. Der Maschinenpark war zum Teil veraltet und die Produktion von Geschäftsmaterialien ergab zuviel Ausschuss. Die Herstellung von Zigarrenbändern, eine anspruchsvolle Tätigkeit, entsprach nicht mehr dem geforderten Standard. Die Rendite aus der Akzidenz konnte auf die Dauer das Defizit der Zeitung nicht mehr decken. Die Besitzverhältnisse – beide Familien waren zu 50 Prozent am Gewinn beteiligt – verzögerte die Erneuerung des Maschinenparks. Erst der Verkauf der Zeitung an den Verlag des «Wynentaler Blatts» im Sommer 1962 ergab die Mittel, den Betrieb technisch aufzurüsten.

Zum Ende des Semesters, am 12. Mai 1962 fand sich – zur Überraschung der Leserschaft – im «Echo» und im «Wynentaler» eine «Gemeinsame Erklärung» des Inhalts, dass kleine Landblätter nicht mehr existieren könnten, wie andere Beispiele zeigten, und daher die zwei Zeitungen, die «die

gleiche politische Richtung (neutral) vertreten», zusammenzulegen seien. In der letzten Juni-Nummer verabschiedete sich die Redaktion des «Echo» mit dem Stossseufzer, dass «die Inserate in keinem Verhältnis mehr zum Textteil standen, der aus Konkurrenzgründen ziemlich umfangreich geführt werden musste. Daher konnte von einer Rendite nicht mehr gesprochen werden.» Ein Kompliment für das Organ aus Menziken?

Am 4. Juli 1962 wurden die Abonnenten des «Echo» von Verleger Baumann begrüsst, wobei Ernst Tenger als redaktioneller Mitarbeiter im Ressort Aargau und Lokales aufgeführt war: «Die Vereinigung der beiden Zeitungen war eine wirtschaftliche Notwendigkeit, welche das unerbittlich rollende Rad der Zeit über kurz oder lang erzwungen hätte», meinte Manfred Baumann diplomatisch. Tatsache war, dass der Verkauf für die Druckerei in Reinach eine Überlebensfrage war. Mit der erneuerten Druckerei konnte das übrige Geschäft weitergeführt werden. 1970 starb Hans Rudolf und Ernst führte den Betrieb bis 1973 alleine weiter. Dann erfolgte der Verkauf von Geschäft und Liegenschaft an Urs Zuber aus Wohlen. Damit konnten auch die komplizierten Eigentums- und Erbverhältnisse geklärt werden. Ernst Tenger wirkte noch kurze Zeit beim «Oberwiggertaler» in Reiden als Redaktor weiter, dann als Korrektor beim «Zofinger Tagblatt». Dort – an seinem Arbeitsplatz« – ereilte ihn der Tod am 19. Januar 1978.

«Anzeiger von Kulm»

Am 3. Oktober 1900 erschien im «Echo vom Homberg» folgende Mitteilung: Presse. In Kulm soll von Mitte Oktober an ein neues Blatt «Anzeiger von Kulm» erscheinen. Das Blatt soll in den Gemeinden Kulm, Oberkulm, Teufenthal, Schöftland, Dürrenäsch und Gränichen gratis (wie lange?) verteilt werden und in einer Auflage von 2500 Exemplaren erscheinen. Tatsächlich liegt heute noch die Nr. 6 vom 27. Oktober 1900 vor. Da das Blatt zweimal wöchentlich erschien, nämlich am Mittwoch und Samstag, liesse sich die erste Nummer auf Mittwoch, 10. Oktober 1900 datieren. Die Presseanzeige im «Echo» könnte man noch dahin ergänzen, dass laut vorhandenem Exemplar zum Verbreitungsgebiet auch Schlossrued zählte und Druck und Verlag bei Ami Humbert lag. Tatsächlich wurde die Zeitung nach der Einlauf-Phase nicht mehr gratis abgegeben, sondern mit 20 Rappen verrechnet. «Diese kleine Ausgabe darf sich auch der Ärmste für sein Anzeigeblatt erlauben», meinte damals der Verleger. Das Geschäft von Humbert war schon damals mit einer Papeterie-Handlung verbunden, wurden doch neben Füllinseraten, die Druckaufträge aller Art anpriesen, auch Ansichts-, Post- und Gratulationskarten angeboten.

Ami Humbert hatte schon von 1890–1893 mit seinem «Kulmer Wochenblatt» versucht, eine Lokalzeitung aufzubauen, damals als redigiertes Blatt

mit demokratischer Ausrichtung. Das Unternehmen blieb ohne dauerhaften Erfolg. Der zweite Versuch zielte nur noch darauf ab, geschäftlich zu reüssieren und war offensichtlich besser vorbereitet worden als beim vorigen Mal. Das vierseitige Blatt in Quartformat präsentierte zu Anfang fast nur Inserate und Reklame, dazu eine Verlautbarung des Gemeinderates von Schlossrued. Der Textteil beschränkte sich auf eine Drittelseite. Unter dem einzigen Titel Lokales finden wir in der Nr. 6 nur Mitteilungen in eigener Sache. «Auch den zw. tit. Gemeinderäten von Oberkulm und Dürrenäsch drücken wir an dieser Stelle unsern Dank aus, für ihre Mitteilungen, dass sie dem Anzeiger von Kulm sympathisch entgegentreten.» Das auch lässt vermuten, dass in früheren Nummern andere Gemeinden sich schon im gleichen Sinne ausgedrückt hatten, und das Inserat von Schlossrued beweist, dass die Notwendigkeit des Organs auch im Nachbartal anerkannt worden war. Herr Karl Steiner (sen.) vermutete in seinem Beitrag zum 75. Jubiläum des «Anzeigers» dass der Bezirkshauptort ein solches Blatt wünschte.[179] Die Liste der Gemeinden würde auf entsprechende Vorarbeit hindeuten. Tatsächlich finden wir in der Reihenfolge genau die gleichen Gemeinden wie beim einstigen «Kulmer Wochenblatt», das vor sieben Jahren eingegangen war. Die Vermutung steigt daher auf, dass diesselben Initianten hinter der Neugründung standen. Der Druckerei von Ami Humbert wurde 1900 vom Gemeinderat Kulm die Bewilligung erteilt, eine Abwasserleitung aus Tonröhren in die Strasse zu verlegen, was auf eine Neuanlage im Betrieb hindeuten könnte.

Nach Karl Steiner «vegetierte» A. Humbert 16 Jahre auf diesem Betrieb, offenbar mit geringem geschäftlichem Erfolg. Jakob Elsasser, Verwalter, und Jakob Müller, Sattler, wahrscheinlich die Bürgen von Humbert, verkauften 1916 das Geschäft samt Maschinen und Verlagsrecht zu 12 500 Franken an Gottlieb Bolliger. Wenn tatsächlich das Gebäude nicht dazu gehört hatte, dann wäre dies ein recht stolzer Betrag. Das «verlotterte» Geschäft, wie die Familie selber berichtet hat,[180] wurde am 1. Oktober 1916 übernommen, das heisst Gottlieb Bolliger wurde von den Verkäufern aus 30 Bewerbern ausgewählt. Das Ehepaar, zusammen mit der Schwester des Käufers, hatten das Unternehmen ganz neu aufzubauen, war doch die Druckerei äusserst dürftig ausgerüstet. Zudem erwuchs dem Unternehmen just in diesem Moment eine gefährliche Konkurrenz.

Negotiant Oskar Senn im Oberdorf, Unterkulm, der Sohn von Kirchensigrist und Drehermeister Senn, besass neben seinem Lädeli eine Kleindruckmaschine für den Eigengebrauch. Dieser wollte die Situation ausnutzen und lancierte «Die neue Kulmer Zeitung». Aber das Unternehmen war von kurzer Dauer. Offenbar war den Initianten und Geschäftsleuten von

[179] Anzeiger von Kulm, 14. November 1975, 75-Jahr-Jubiläum.
[180] Gottlieb Bolliger 1884–1944, Gedenkschrift von seinen Freunden.

Gottlieb Bolliger (1884–1944), Verleger und Redaktor des «Anzeiger von Kulm» (Bild: Georg Mayer).

Kulm mehr an einem gesunden Organ gelegen als an zwei maroden Blättchen, die sich gegenseitig das Leben schwer machten. «Unter Aufsicht von Bezirkslehrer Jakob Maurer, Rektor, kam 1916 ein Vertrag zustande, wonach der Anzeiger von Kulm ab 1. Januar 1917 das Feld allein beherrschte und Die neue Kulmer Zeitung der Geschichte angehörte.»[181]

Gottlieb Bolliger-Traber, gebürtig aus Schlossrued, aufgewachsen in Winterthur, war ein Meister in seinem Fach. Nach einer Lehre als Typograph und Maschinenmeister beim «Landboten» arbeitete er im Verlag

[181] Karl Steiner in der Jubiläumsnummer, 14. November 1975.

Huber & Co. in Frauenfeld. Den Verkäufern des Geschäftes von Humbert schien vor allem die Persönlichkeit des Nachfolgers ein Anliegen gewesen zu sein. Gottlieb Bolliger erfüllte diese Erwartungen nicht nur beruflich, sondern auch durch eine reiche Öffentlichkeitsarbeit. Er gründete 1927 den Handwerker- und Gewerbeverein Kulm und Umgebung und war 1927–1933 und wieder 1936/37 dessen Präsident. 1943 bei der Neugründung des Vereins war er wieder mit dabei und amtete als Vorstandsmitglied und Vizepräsident. 20 Jahre wirkte er als Präsident des Blauen Kreuzes. Seit 1927 war er Mitglied der Kirchenpflege. Als ehemaliger Infanteriekorporal, der im Aktivdienst 1914–1918 viele Diensttage absolviert hatte, wurde er Chef der Ortswehr Unterkulm. Im Verkehrs- und Verschönerungsverein wirkte er als Vizepräsident und mit Freude sang er im Männerchor mit. Entsprechend geschätzt und verehrt war er bei der Bevölkerung. Nachdem er Eigentümer des Gebäudes geworden war, liess er 1923 einen Neubau hinzufügen, um all die leistungsfähigeren Maschinen (Setzmaschine, Heidelberger-Automat, neuer Handtiegel) unterzubringen. Seit 1919 besass er in Ernst Hunziker einen fähigen und treuen Mitarbeiter in der Druckerei. Erst in den Zwanzigerjahren ging man dazu über, den Satz mit einer halbautomatischen Giessmaschine auszufertigen.

In der Anfangszeit schien das Blatt noch mehr redigierten Text geführt zu haben. 1917 wurde die Textseite gegliedert in Weltschau, Kantonales, Unglücksfälle und Verbrechen, Lokales und unter dem Strich ein Feuilleton. Wenn dann später der Anzeiger kostenlos in alle Haushaltungen des Einzugsgebietes geliefert wurde, entfielen diese Rubriken; der Inhalt beschränkte sich auf Zuschriften und Ereignisse der Region. Was die Zeitung aber immer blieb: «Ein Bindeglied zwischen Gemeinde und Einwohner, Vereinen und Mitgliedern, Kirche und Dorfgemeinschaft.»[182] Ein Beweis dafür sind die vielen Spezialnummern zu allen gewichtigen Anlässen in der Region.

Sein Sohn gleichen Namens führte das Geschäft nach dem frühen Tode Gottlieb Bolligers 1944 weiter. Im Zentrum des Betriebes standen damals immer noch die Akzidenzdruckerei und der Papeterieladen an der Hauptstrasse, der vorwiegend von den Frauen der Familie betreut wurde. 1960 war das wöchentliche Blatt noch immer ein bescheidener Anzeiger in Kleinformat. Das dreispaltige Organ legte sich erst am 16. Juni 1961 ein neues Kleid zu und erschien in normaler Zeitungsgrösse. Was vorher und nachher dazugehörte: der unvermeidliche Fortsetzungsroman, die Lektüre so vieler Familien, bei denen Bücher Seltenheitswert hatten oder Bücher-Lektüre als müssiges Tun bezeichnet wurde. Immer häufiger trat der Anzeiger sogar mit einem zweiten oder dritten Bogen auf, sodass bis vier Text-

[182] Karl Steiner in der Jubiläumsnummer, 14. November 1975.

seiten die Inserate begleiten konnten. Und dies grösstenteils mit angelieferten Material aus nächstem Umkreis.

Nach dem Tode von Gottlieb Bolliger (jun.) 1964 übernahm dessen Gattin, Marie-France Bolliger, die Firma. Noch immer war Ernst Hunziker, der seit 1919 im Betrieb tätig war, der Fachmann im Druckbereich und der Betreuer der Lehrlinge. Der heutige Mitbesitzer (1998), Jakob Eichenberger, hatte noch unter seiner Ägide seine Ausbildung gemacht und gilt deshalb als Element der Kontinuität und als bester Kenner der Firmengeschichte. 1972 wurde der Druck der Zeitung nach auswärts vergeben. Eine sda-Meldung wurde in den meisten aargauischen Presseorganen abgedruckt: «Der wöchentlich einmal erscheinende Anzeiger von Kulm, welcher im 72. Jahrgang steht, wird künftig in Beromünster LU gedruckt, wobei Frau M. F. Bolliger, Unterkulm AG, das Verlagsrecht behält. Die kleine Lokalzeitung ... will auf dem Gebiete der Inserate inskünftig mit dem Anzeiger für das Michelsamt – diese Zeitungen werden neu in der gleichen Buchdruckerei in Beromünster gedruckt – enger zusammenarbeiten.» «Verkaufsverhandlungen der Besitzerin des Anzeigers von Kulm mit dem in Menziken AG erscheinenden Wynentaler Blatt sind im vergangenen Jahr gescheitert, wie die letztgenannte Zeitung meldet.» 1975 wurde die Inseraten-Kooperation noch auf das «Nachrichtenblatt von Schöftland» ausgedehnt. Die drei Verleger druckten einen Teil dieser Zeitung, bekannt unter dem Namen «WSB-Regional-Presse», gemeinsam und erreichten so eine Total-Auflage von 6713 Exemplaren.[183] Obgleich der Ausstieg des Blattes aus dem Suhrental das Gross-Experiment wieder austilgte, blieb die Verbindung Unterkulm-Beromünster bestehen. Das gute Funktionieren beruhte nicht zuletzt darauf, dass Klaus Tepper, früherer technischer Mitarbeiter in Kulm, später in der Druckerei Wallimann in Beromünster Betriebsleiter wurde, aber gleichzeitig etwa eineinhalb Tage pro Woche als Redaktor des «Anzeigers von Kulm» wirkte. Zum 75jährigen Jubiläum des Lokalblattes wurde am 14. November 1975 eine Sondernummer herausgegeben, für die alt Nationalrat Karl Steiner einen geschichtlichen Abriss des Unterkulmer Organs lieferte, aus dem eine ganze Reihe von Daten zu unserer Darstellung entstammt.

Dass sich der Verkauf ans «Wynentaler Blatt» 1971 zerschlug, lag eindeutig in der Verankerung der Zeitung im mittleren Wynental, die auch vom Chronisten Steiner 1975 hervorgehoben wurde. Auch wenn der selbstredigierte Text zeitweise sehr bescheiden war, fühlten sich die Leser über die eingesandten Vereinsnachrichten, die jeden Anlass, jede GV ausführlich darstellten, mit dem eigenen Blatt verbunden. In den 60er-Jahren war es Redaktor «(Wi)», der den Weltspiegel schrieb und auf den Sonntag jeweilen einen Text verfasste. Wenn zeitweise ein fester Redaktor fehlte, so waren es

[183] Bericht der Schweizerannoncen AG, Aarau, in der Jubiläumsnummer, 14. November 1975.

die Drucker und Setzer, die aus den eingegangenen Berichten eine Zeitung zusammenstellten – und nicht selten fand ein früherer Drucktechniker dadurch den Weg zum Journalismus.

1972 wirkte Alfred Staubesand etwa zwei Tage in der Woche als Redaktor. Er betätigte sich gelegentlich auch als Reporter bei Anlässen, wenn kein Aktuar der Veranstalter einen Artikel zu liefern versprach.[184] Ab 1973 war es Frau Madeleine Velati-Oppliger, die praktisch alle selbst eingebrachten Texte verfasste. Sie zeichnete 1974 auch offziell im Kopf des Blattes als Redaktorin – das einzige Mal in der Geschichte des Anzeigers, dass solches geschah. Dieses feste Anstellungsverhältnis war aber dem Verlag zu kostspielig. Ab 1975 bis zu ihrem frühen Tod 1979 schrieb sie noch gelegentlich Berichte neben ihrer Familienarbeit. Ständige Mitarbeiter waren – neben Gemeindebehörden und Vereinsaktuare – Willi Frey aus Gontenschwil und Herr Stücheli, Unterkulm, die auch für andere Zeitungen tätig waren und jahrzehntelang den Anzeiger bedienten.

Anzeiger von Kulm

Erscheinungsweise: Einmal wöchentlich am Freitag. Abonnementspreise: Durch die Post bezogen jährlich Fr. 36.—. Tel. 064 / 46 12 19. Postcheck 50-1185-1.

Amtliches Publikationsorgan des Bezirks Kulm

Inseratpreise: 1-spaltige mm-Höhe 44 Rp., Grossauflage 48 Rp., Reklame Fr. 1.40. Inseratenannahme direkt durch den Verlag oder durch die Annoncengesellschaften.

AZA Unterkulm, 12. Juli 1991 | Verlag: Buch- und Offsetdruck Bolliger, 5726 Unterkulm | 91. Jahrgang Nr. 28

Zeitungskopf des «Anzeiger von Kulm» vom 12. Juli 1991.

Ein einschneidendes Ereignis bedeutet für das Unternehmen die WSB-Sanierung in Unterkulm. Der Eigentrassierung der Bahn fiel eine ganze Häuserzeile zum Opfer, darunter auch das Haus mit Laden und Druckereigebäude der Firma Bolliger. Am 12. Juli 1991 berichtete der «Anzeiger von Kulm» auf der Frontseite vom Umzug nach Oberkulm. «Mit dem Verkauf der Liegenschaft an den Kanton Aargau hat Frau Marie-France Bolliger als Besitzerin der Druckerei auch die Nachfolge geregelt. Mit ihrem Ausscheiden aus dem Geschäft verbindet sich der besondere Dank der Mitarbeiter, die das Unternehmen unter dem Namen Kulmer-Druck AG künftig in Oberkulm selbständig weiterführen werden, nachdem man im neuen Fabrikationsgebäude der Estermann Metallbau AG in Oberkulm ein speziell für den Druckereibetrieb geeignetes neues Domizil gefunden hat.» Die neue Firma bestand aus Rudolf Jenni (Geschäftsführer), Jakob Eichenberger und Oskar Fritschi (technische Mitarbeiter), Klaus Tepper (Redaktion) und dem Drucker des Anzeigers Ernst Wallimann aus Beromünster. Seit über

[184] Anzeiger von Kulm, 7. Juni 1972, «Teufenthaler Schüler besuchen unsere Druckerei».

zehn Jahren ziert das Zeichen «(Te.)» die selbstverfertigten Artikel und sichert so das Gesicht und die Kontinuität des Blattes. Die Geschäftsübergabe war schon zum Jahreswechsel 1990/1991 erfolgt. Obwohl politische Mitteilungen aus dem Lokalbereich, ja, selbst Berichte der Orts- und Bezirksparteien, durchaus Platz im Textteil finden, lehnte sich der Anzeiger nie an eine Partei an. Als Nachrichtenübermittler hat er aber durchaus das politische Leben mitgeprägt und wird dies als neutraler Beobachter und Botschafter auch weiterhin tun.

Suhrentaler Presseorgane

Ergänzungen zum «Suhrentaler Boten» im 19. Jahrhundert

Der bis anhin als unauffindbar geltende «Suhrentaler Bote» durfte 1998, nach 120 Jahren seliger Ruhe, gleichsam ein zweites Mal erscheinen. Einst als Isolationsmaterial verwendet, konnten 1997 in einem alten Haus in Burg 31 mehr oder minder beschädigte Nummern des Jahrganges 1867 enthüllt werden. Dieser überraschende Fund vermittelte uns zusätzliche Informationen, vor allem aber ein treffliches Bild des gesamten Presseproduktes.

Das Blatt erschien ab Neujahr 1867 in seinem ersten Jahrgang. Erhalten ist die Nr. 3 vom 9. Januar 1867, ein sauber gedrucktes, dreispaltiges Organ von vier Seiten, mit Leitartikel auf der Frontseite, Rubrik Eidgenossenschaft nach Kantonen geordnet und Ausland, nach Ländern und Entfernung rangiert, als Nachrichtenteil auf den Seiten zwei und drei. Unter dem Strich daselbst finden wir im ersten Semester einen Fortsetzungsroman, der vom Burger Abonnenten offenbar abgeschnitten und gesammelt worden war und uns daher die Zeitung nur als obere Hälfte zurückliess. Die vierte Seite ist den Anzeigen reserviert. Die meisten Inserate stammen aus der nächsten Umgebung von Schöftland. Bemerkenswert in unserem Zusammenhang ist der Hinweis eines Albert Rosenbaum: «Um Irrungen vorzubeugen bemerke ich hiemit, dass ich nicht der Redakteur des Suhrenthaler-Boten bin.» Es schien die Meinung umzugehen, dass J. Baumann wohl den Druck besorgen, nicht aber die Texte verfassen könnte. Daher wurde von der Dorfbevölkerung bereits nach zwei Nummern nach einem Schriftgelehrten Ausschau gehalten, der dazu imstande wäre und als Autor des neuen Lokalblättchens in Frage käme.[185]

In einem eigenen Inserat suchte J. Baumann einen Lehrling, was eher darauf hindeutete, dass sich der zukünftige Meister vermehrt mit dem

[185] Die Beziehungen zur israelitischen Gemeinde, gegeben durch den Druck des Blattes «Ha-Nescher», dürften diesen Namen suggeriert haben. Rosenbaum war Redaktor des «Ha-Nescher» und Hauslehrer bei der Familie Wyler.

Inhalt des Blattes umtun musste. Ab 19. Januar, das heisst in Nr. 6, waren die Leitartikel nicht mehr abgeschrieben, sondern selber verfasst. Auch in den folgenden Ausgaben finden wir soviel Lokalkolorit in den Leitartikeln, dass diese als Eigenprodukte des Hauses gelten dürften. Ohne Hemmungen zählte er sich selber zur Partei der «Grosshansen», die das Wohl des Volkes über die Mehrheitsmeinung des Volkes stellen und daher der Presse einen Bildungsauftrag zuerkannten.[186] Die Aargauer Ratsberichterstattung fand ebenso Platz unter Eidgenossenschaft, Aargau, wie die lokalen Begebenheiten von Schöftland und Umgebung. Dabei fehlen auch persönliche Bemerkungen und Beurteilungen nicht.

Unermüdlich warb Baumann in grossen Inseraten für Drucksachen aller Art. Offenbar hat sich der junge Geschäftsinhaber gleich zu Anfang mit recht gutem – und wohl auch teurem – Werkzeug ausstaffiert. «Durch Besitz des vervollkommensten Materials der typographischen Kunst sind wir in Stand gesetzt, alle Bestellungen prompt und mit der grössten Schnelligkeit auszufahren.»[187] Wieder drängt sich die Vermutung auf, dass er von einem kapitalkräftigen Hintermann gestützt worden ist. Die Familie Wyler in Schöftland, die sich vorher für die israelitische Zeitung stark gemacht hatte, dürfte weiterhin zu seinem Freundeskreis gehört haben. Dass Herr Wyler am 9. August 1868 überraschend starb, könnte für Baumanns Lage nicht unbedingt förderlich gewesen sein.

Noch schreiben wir aber das Jahr 1867, und der «Suhrentaler Bote» schritt damals rüstig voran. Im zweiten Semester verzichtete er auf den Fortsetzungsroman, und der Verleger entschied sich, am Schluss des redigierten Teils lieber etwas Unterhaltung zu bieten, einige Witze oder ein possierliches Histörchen. Ein Leitartikel, «Ungleiche Ellen», zum Thema Schatzung seiner Druckerei durch die obligatorische Mobiliarversicherung, zuerst durch die Gemeinde, anschliessend noch durch den Kanton, zeigte Baumann als geschickten Vertreter seiner Interessen.[188] Aber er war auch ein zänkischer Zeitgenosse. Einem Herrn J. Weber, Direktor der Armenanstalt Reidermoos, der es ablehnte, die Nachnahme für die bereits konsumierten Zeitungen zu bezahlen, teilte er in drei auseinanderfolgenden Nummern per Inserat mit, dass er in Zukunft auf die Lektüre seiner Zeitung verzichten müsse. Fast entsteht der Eindruck, dass er diesen Mann zur gerichtlichen Klage aufreizen wollte.[189]

Sehr ausfällig wurde Baumann am 10. August, als sich Buchdrucker Hegner aus Lenzburg, sein ehemaliger Lehrmeister, über das Kopfblatt «Lenzburger Anzeiger» aus der Offizin Baumann in Schöftland zu spotten erlaubte. «Dass Sie sich beim Erscheinen des Lenzburger Anzeigers recht

---

186 Suhrenthaler Bote, 19. Januar 1867.
187 Suhrenthaler Bote, 19. Januar 1867.
188 Suhrenthaler Bote, 29. Mai 1867.
189 Suhrenthaler Bote, 17., 24. und 27. Juli.

gefuxt, haben wir schon vorher gewusst, wir haben darum denselben herausgegeben.» Er wolle sich zwar mit ihm nicht duellieren, obwohl er noch kein solches «Elephantenbüchli» schwinge. Damals habe er ihn zwar als Meister zünftig in die Kur genommen, so wie er das gewöhnlich bei allen Mitabeitern praktiziere. Fünf bis sechs Lehrburschen richte er jeweilen drei Jahre ab, eine wahre «Lehrlingsfabrik», «dass es jämmerlich ist». Dafür verkaufe Hegner nebenbei Insektenmittel, «ja alles, was man zum Tödten braucht».

Also, der einstige Lehrling hatte allein aus Rachsucht in Lenzburg ein Konkurrenzblatt gestreut und dabei die Inserate gar gratis angeboten, nur um den verhassten Hegner in Rage zu bringen. Wir fragen uns, ob solches Geschäftsgebaren der Firma Baumann in Schöftland bekommen konnte. Letztendlich war ihm aufgetragen und wohl auch auf den Leib geschrieben, in seinem Heimattal zu wirken und dort Erfolg einzuheimsen. Dass der Stolz des Suhrentalers rasch verletzt war, bewies er am 23. Oktober im Leitartikel «Zuerst kommt der Schweizerbote und dann wir.» Baumann parierte eine Beschreibung einer Reihe von Gerichtszeugen aus Staffelbach, die im «Schweizerboten» als bleich, bucklig, als Schnapstrinker und chronische Kiltgänger karikiert wurden. Das seien alles gemeine Lügen, fand Baumann, Bürger von Staffelbach. Wenn schon Negatives im Suhrentale sichtbar werde, stamme es sicher aus der Stadt, vorab aus der Residenz. Bis zum 2. November zog sich die gegenseitige Beschimpfung hin, wobei schliesslich das Thema Heilkunst und Homöopathie ins Zentrum rückte, das heisst ländliche Kurpfuscherei kontra städtische Medizinalkunst, im Zusammenhang mit der Diskussion um den Heiler von Heyer, der damals im Aargau wirkte und politisch viel zu reden gab.

Das Blatt weist in seinem Erscheinen im ersten Jahr eine erstaunliche Konstanz auf. Einzig im Untertitel tastete es sich durch die Gegend. Am 9. März: statt «Zeitung für Tagesgeschichte, Unterhaltung und Belehrung», hiess das Blatt nun «Anzeigenblatt für das ganze Suhrental». Doch am 10. Juli, das heisst im zweiten Semester, nannte es sich «Anzeigenblatt für das Suhrenthal und Umgebung». Leider fehlen uns Nummern aus dem folgenden Jahrgang, die uns über das Schicksal des Organs Aufschluss geben könnten. Als das Blatt am 30. Dezember 1868 als selbständige Zeitung einging, respektive zum Kopfblatt des «Aargauischen Anzeigers», Aarau, degradiert wurde, gehörte es samt Druckerei bereits einem J. C. Hirzel in Schöftland. Hat Baumann den Betrieb nach Eingehen des «Ha–Nescher» und dem Tod von Isaak Wyler nicht mehr halten können? Dies wäre noch zu untersuchen.

Interessanterweise war dem Lokalhistoriker von Schöftland Christian Holliger der «Suhrenthaler Bote» im 19. Jahrhundert entgangen. Ganz verschwunden war offenbar das Gedenken an dieses frühe Presseorgan aber nicht. So druckte das «Nachrichtenblatt» von Schöftland am 5. Februar

1971 den Kopf dieses Urahnen im Gewerbe, nämlich die Nummer vom 9. November 1870, ab und berichtete, dass das Exemplar der Redaktion von privater Seite zugeschickt worden sei. So dürfte auch in Zukunft die Pressegeschichte verschiedenenorts durch Zufälle zu neuen Daten und Fakten kommen und alleweil wieder ergänzt werden. Was lediglich für den Tag geschaffen war, erhielt durch andersweitige Verwendung Dauer und zeugt nun vom Denken und Handeln der Menschen im engsten Raum der Heimat: ein Spiegel des Alltagslebens von kaum überbietbarer Klarheit!

Das Suhrental: Ein unsicheres Pflaster

Mit dem Kopfblatt «Suhrenthaler Bote», redigiert und gedruckt in Aarau, wurde den lokalen Verhältnissen wenig Rechnung getragen. Aus Tradition und Gewohnheit hielt sich Ende des 19. Jahrhunderts dieses Blatt aus dem Hause Albrecht (später Verlag Wirz) in dieser Gegend, und man liess daher auch die offiziellen Anzeigen der Gemeindebehörden darin abdrucken.[190] Erst 1904 erschien wieder eine eigenständige Zeitung im Dorfe, der «Anzeiger von Schöftland» von G. Küpfer und E. Rausser, welcher einmal wöchentlich herauskam.[191]

Als August Baumann 1909 das Unternehmen kaufte, zeichnete nur noch Rausser als Inhaber und Verkäufer. Aus dem wöchentlich erscheinenden Anzeigeblatt machte Baumann mit grosser Kühnheit die zweimal die Woche erscheinende «Aargauer Post». Doch schon im folgenden Jahr bot sich für Baumann die Gelegenheit, in Menziken den Titel und die Druckerei des «Wynentaler Blattes» zu übernehmen. Damit siedelte er nach Menziken über, da das dortige Unternehmen mehr Erfolg versprach. Weil er seine Schöftler Firma trotz entsprechenden Versuchen nicht verkaufen konnte, wandelte er sie in eine Filiale um und die «Aargauer Post» in ein Kopfblatt des «Wynentalers». Damit endete vorläufig die Geschichte eines selbständigen Lokalblattes im mittleren Suhrental. Die Talschaft wurde wieder von aussen bedient. 1918 verkaufte Baumann gar Titel und Druckerei ans «Aargauer Tagblatt». Neben dem «Landanzeiger», der seit 1909 aus Oberentfelden allwöchentlich in die Haushalte geliefert wurde, war auch der Nachfolger der «Aargauer Post», der «Aargauer Volksfreund» aus dem AT-Verlag verbreitet.[192] Gerade das Gratisblatt «Landanzeiger» hatte dem Baumann'schen Kopfblatt «Aargauer Post» am meisten zugesetzt und ihm schliesslich das Lebenslicht ausgeblasen.

---

190 Gemeinderechnung Schöftland 1891–1893, Zahlung von Inseratekosten.
191 Nicht zweimal wöchentlich, wie Christian Holliger schreibt.
192 Eine dreimal wöchentlich erscheinende Kurzfassung des Aargauer Tagblatts.

PP. 7. Jahrgang — Nr. 42

Suhrentaler

UNABHANGIGES VOLKSBLATT UND PUBLIKATIONSORGAN FUR DAS SUHREN-, RUEDER- UND UERKENTAL

Redaktion, Druck und Verlag Buchdruckerei Suhrentaler, Jules Fischer, Schöftland — Telephon 514 20 — Postcheck VI 5194

Abonnementspreis: Für die Schweiz, durch die Post zugestellt: Jährlich Fr. 5.—, halbjährlich Fr. 2.50
Für das Ausland: Jährlich Fr. 10.— halbjährlich Fr. 5.—. — Der „Suhrentaler" erscheint jeden Freitag

Insertionspreise: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum Lokal und Kantonal 7 Cts.
Schweiz 8 Cts. Reklame 20 Cts. Annoncen-Regie: Schweizer-Annoncen A.-G. Filiale Aarau

Zeitungskopf des «Suhrentalers» von Jules Fischer in einer Ausgabe aus dem Jahr 1944.

«Der nächste Versuch einer Zeitung dauerte dann von 1938 bis August 1945 mit dem Wochenblatt Der Suhrentaler von Jules Fischer, ein unabhängiges Volksblatt und Publikationsorgan für das Suhren-, Rueder- und Uerkental.»[193] Dieser Jules Fischer hatte keine zeitungsfreundliche Phase für sein Unternehmen erwischt. Seine Gründung erfolgte kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, der Ära mit Pressezensur und Papierkontingentierung und endete just mit den letzten Kriegshandlungen im Fernen Osten. Seine Idee, mit der Wochen-Rückschau das Geschehen auf den Kriegsschauplätzen kurz zu skizzieren, respektive zusammenzufassen, kann nicht als sehr glücklich bezeichnet werden. Fast die Hälfte des Textteiles entfiel auf diese Rubrik, die von Berufeneren besser und eilfertiger ins Haus geliefert wurde, als vom Schöftler Wochenblättchen. Daneben war die Täler-Chronik, die dem Unternehmen eigentlich Sinn vermittelte, viel zu dürftig ausgebaut. Es scheint, dass Fischer ausserhalb Schöftlands keine festen und ständigen Mitarbeiter zu engagieren wusste. Zudem muss eingerechnet werden, dass die Kriegszeit kleinen Presseorganen mehr zusetzen konnte, als den Grossen dieser Branche. Am 20. Oktober 1944 zum Beispiel bestand der «Suhrentaler» aus der Wochen-Rückschau auf der Frontseite und den Anzeigen von zwei Veranstaltungen in Schöftland; der übrige Raum war bedeckt mit Inseraten, locker angeordnet, um die Seiten zu füllen. Am Schlusse des redigierten Textes endlich folgte die Erklärung: «An unsere Leser! Zufolge militärischer Einberufung des Personals war es uns nicht möglich, diese Nummer in grösserem Umfange herauszugeben. Es mussten daher einige Einsendungen auf nächste Nummer verschoben werden.» (sic) Dabei entfiel sogar der Fortsetzungsroman, der sich sonst über drei Seiten unter dem Strich hinzog. Die wenigen Nummern, die uns zur Verfügung stehen (alle von 1944), zeigen uns gleichzeitig, dass es auch drucktechnisch im Betrieb nicht zum

[193] Der Kanton Aargau im Lichte der Zahlen, S. 370 und Holliger, Schöftland, S. 178.

besten bestellt war. Schludrige Korrekturen – viele Anfangsbuchstaben am Ende des vorigen Wortes – und schlechte, fast unleserliche Druckqualität, haben wohl nicht zum Renommee der Akzidenzdruckerei beigetragen, auch wenn diese in Eigeninseraten um Aufträge warb.

Das jeden Freitag erscheinende Blatt war vierspaltig gehalten und suchte offensichtlich mit Kopf und Darstellung die Grossen im Gewerbe nachzuahmen. Inserate wurden zum Teil auf den Textseiten eingestreut, was sicher zur Beachtung der Reklame beitrug, nicht aber das Erscheinungsbild verbesserte. Am ehesten dürften die kirchlichen Anzeigen beachtet und konsultiert worden sein, auf deren Vollständigkeit man von Verlagsseite erpicht war. Was uns hier fehlt, ist die Abschiedsnummer, die uns 1945 über die Beweggründe zur Aufgabe des Unternehmens unterrichten könnte. War vielleicht schon damals Dr. Adolf Brutschy der spiritus rector des Lokalorgans gewesen? War er gar der Verfasser der regelmässigen Wochen-Rundschau? Tatsächlich scheint er fünf Jahre später bei der Gründung eines Nachfolgeorgans eine gewichtige Rolle gespielt zu haben.

«Euses Blättli» / «Nachrichtenblatt»

«Ab dem 25. Februar 1950 erscheint Euses Blättli als wöchentliches Nachrichtenblatt des mittleren Suhrentales, Rueder- und Uerkentales. Verantwortlich dafür zeichnet die Firma Baumann-Druck, die nachmalige Buchdruckerei Schöftland AG. Als Lokalzeitung mit einer Auflage von rund 2600 Exemplaren widmet es sich vornehmlich den Ereignissen der Region. Euses Blättli wird auch von vielen Heimweh-Schöftlern gelesen, und zahlreiche nach Übersee Ausgewanderte erhalten von ihren Verwandten das Blättli als Geschenkabonnement.»[194] So schildert Holliger kurz und bündig die Tatsache, dass sich Schöftland den Luxus leistet, ein eigenes Presseorgan zu halten. In der Mitte des 20. Jahrhunderts, als vielerorts die kleinen Zeitungen das Zeitliche segneten, durfte sich – aller bisher misslungenen Experimenten zum Trotz – ein Blatt 50 Jahre erhalten und entfalten. Diese Tatsache verdient eine nähere Betrachtung.

«In einem grossen Teil der Suhren-, Rueder- und Uerkentalbevölkerung wird das Fehlen eines Lokalblattes als Lücke empfunden. Es ist uns daher wiederholt die Anregung unterbreitet worden, wieder ein periodisch erscheinendes Nachrichtenblatt herauszugeben, das fortlaufend über die Ereignisse in der engern Heimat und über das Leben in den obgenannten Regionen Bericht erstattet.» Mit diesen Worten wurde am 25. Februar 1950 die erste Ausgabe der Chronik und des Nachrichtenblattes eingeleitet.

[194] Holliger, Schöftland, S. 180.

«Mit Stolz trug die Zeitung im Titel den markanten Schriftzug Euses Blättli.»[195]

Mit dem Titel wurde auch gleichzeitig das Ziel festgelegt: Einzig Lokalorgan zu sein und «in der Beschränkung den Meister zu zeigen». Der Verlag tastete zuerst vorsichtig ab, ob das Organ tatsächlich den angesprochenen Kreisen willkommen sei. Der Probelauf bis zum 1. April 1950, bewertet mit einer Umfrage, schloss positiv ab. «Mit dem heutigen Tag betrachten wir Euses Blättli gewissermassen als getauft. Geboren wurde es am 25. Februar 1950.» Ortsansässige Mitarbeiter wurden angeworben, die regelmässig alle Begebenheiten in den Gemeinden übermittelten. Damit ergab sich ein Geben und Nehmen. «Es ist etwas Grosses, all diesem Kleinen seine Zeit zu widmen. Es führt aber zu dem, was wir heute wohl mehr brauchen als je, die Anonymität zu überwinden, den Einwohnern unserer Gemeinden zu zeigen, dass sie in einer Lebensgemeinschaft leben und nicht allein sind.[196]

Der vorsichtige Planer und Gründer, Hugo Baumann, hatte einen versierten Berater zur Seite, Dr. Adolf Brutschy, pensionierter Bezirkslehrer, der auch 1950–1955 weitgehend die Redaktion betreute. Die Versuche, auf der Frontseite über die eigene Region hinauszublicken, sei es mit einem Leitartikel von Dr. Werner Kämpfen (Direktor der Schweizerischen Verkehrszentrale) oder mit einer Fotocollage unter dem Titel «Die Woche im Bild» wurden schon bald wieder aufgegeben. Auch das Feuilletonistische oder den Fortsetzungsroman, zu Anfang gerngelesene Rubriken, mussten mit der Zeit eingeschränkt werden: Idealismus und Wirklichkeit standen und stehen im Zeitungsgeschäft oft im Widerspruch zueinander.

Das kleinformatige Blättchen behielt seinen Namen bis 1952 bei, wechselte ab Nr. 1 1953 zu «Nachrichtenblatt» und setzte den früheren Titel kursiv und in der Tangente dazu. Dennoch blieb es im Volksmund bis heute «Euses Blättli». Mit der Umbenennung war wohl die Einlaufsphase abgeschlossen. Bisher hatte man während fast dreier Jahre alle Nummern durchgezählt und den Jahrgang mit dem März wechseln lassen; nun tat man es den Etablierten gleich. Ab 1953 glaubte man wohl selber an den dauernden Erfolg des Organes. Die Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Annoncen AG, ASSA, Filiale Aarau, sicherte das Inseratenvolumen einigermassen ab. Damit fanden auch Abstimmungs- und Wahlinserate, die nicht nur aus der Region stammten, Aufnahme im Lokalblatt, was auch dazu führte, dass vorgängig zu den Urnengängen politische Einsendungen eingerückt wurden und gelegentlich eine Kontroverse entstand. Daher führte das Organ nun auch ein Impressum, das zwar keine Redaktion mit Namen nannte, aber betonte, dass man politisch neutral sei (1961). Um wahrhaft ein Neutrum zu bleiben, enthielt man sich auch jedes Kommentars und beschränkte

[195] Jubiläumsnummer, 21. November 1975 (Thalmann).
[196] Euses Blättli, 28. Februar 1975, «Ein herzliches Dankeschön» zum 25. Geburtstag.

die Reportage nach Wahlen und Abstimmungen auf die eigene Region und deren Persönlichkeiten. So begab man sich nie aufs Glatteis; es fehlten Lob und Tadel, Ermahnung und Aufruf in politischer Hinsicht.

Über Jahre hinweg wurden selbst die Zivilstandsnachrichten mit Lokalkolorit präsentiert: Zwischentitel mit Zeichnungen lockerten diese offiziellen Daten auf: «In die Wiege gelegt»; «Die Ehe gingen ein»; «Wir gratulieren» und «Die von uns gingen». Da das Blatt immer samstags expediert wurde, war der «Kirchenzettel» von höchster Aktualität. In den 70er-Jahren erhielten gar lokale Gegebenheiten die Form von Grossreportagen auf der Frontseite, versehen mit hauseigenen Fotos: «Walde, Piste besser!» «25 Jahre Ornithologischer Verein Schöftland», «Gräfin Mariza in Sursee» usw. Damals wirkte Walter Holenstein (Walther ab Hohlenstein) 1961–1972 als umtriebiger, wenn auch etwas eigenwilliger Redaktor. Ansonsten war es der Verleger höchst persönlich, der mit Schere und Kleister hantierte und aus den zugesandten Beiträgen eine neue Nummer zusammenstellen musste.

Die ordnende Hand, die dem Blatt etwas Gestalt verlieh, war nach Holenstein Frau Brigitte Hächler, ab 1977 Frieda Steffen und Rosmarie Härdi. Eigentlich war Frau Steffen für die administrativen Belange eingestellt worden; mit ihrem Flair zum Schreiben und der Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann Paul, Grafiker, entwickelte sie sich immer mehr zur Journalistin, der ein gediegenes Presseprodukt, aufgelockert mit fremden und eigenen Fotos, zum Hauptanliegen wurde. Ein Vierteljahrhundert zeichnet nun sie für das «Nachrichtenblatt», das zwar für den Verlag «Buschö» keine Goldgrube zu werden vermag, dem Druckereibetrieb aber grosses Ansehen im Umkreis vermittelt.

Einmal, vorübergehend, versuchte auch das «Blättli» den Grossen gleichzutun. Am 8. März 1974 erschien die Zeitung in Grossformat. «Ist das wohl eine Spezielausgabe?» fragte ein Titel, stellvertretend für die ganze Leserschaft. «Es liegen jedoch in technischer Hinsicht Gründe vor, die uns dazu bewegen, fortan Euses Blättli in veränderter Gestalt zu veröffentlichen. Nur schweren Herzens haben wir uns zu diesem Format entschliessen können, doch soll es dem Charakter unseres Nachrichtenblattes keinen Abbruch tun. So hoffen wir wenigstens! Es ist heute noch Tatsache, dass Einigkeit stark macht. Und diese Stärke haben im besonderen Lokalzeitungen nötig. Zusammenschlüsse werden gemacht, damit regionale Zeitungen bestehen bleiben können. In Zukunft werden Sie regelmässig mit dem Begriff Wynental-Suhrental-Beromünster, WSB-Regional-Presse, konfrontiert werden! Der Entscheid, das Format zu ändern, ist uns deshalb leichter gefallen, dass wir den Stammteil nicht nur wie bisher, sondern noch in vermehrtem Masse mit Artikeln, die sich dem lokalen Geschehen widmen, bedrucken.»[197]

[197] Zitiert aus der Jubiläumsnummer, 21. November 1975 (Thalmann).

Nun erschienen der «Anzeiger von Kulm», das «Nachrichtenblatt» von Schöftland und der «Anzeiger für das Michelsamt», Beromünster, als «Regional-Presse» in einer Auflage von 6713 Exemplaren, als Teilhaber der «Inter-Regional-Presse» gar in der Auflageballung von 108 622. Der Inseraten-Pool erforderte zusätzliche Textseiten, die Nachrichten aus den andern Regionen enthielten und nicht im Hause produziert wurden. In den folgenden Jahren schmolz das Selbsterbrachte auf vier Seiten zusammen, während 8–12 Seiten, davon die Hälfte mit Grossinseraten, fremdproduziert waren und entsprechend teuer bezahlt werden mussten. Schliesslich zeigte die Kosten-Nutzen-Rechnung, dass damit kein Geschäft zu machen war, wohl aber die lokale Berichterstattung vernachlässigt werden musste. So stieg Schöftland 1982 wieder aus dem Pool aus und bahnte sich ganz alleine seinen Weg. Von Dauer aber blieb das Erscheinungsbild, das grosse Format, die fünfspaltige Aufmachung und ab 22. September 1978 die Reduktion des Titels «Nachrichtenblatt» auf die halbe Kopfseite.

1975, am 21. November, produzierte der Verlag eine Jubiläumsnummer, nachdem schon am 21. und 28. Februar 1975 des silbernen Geburtstages gedacht worden war. Hans Thalmann, Lehrer und später Redaktor am «Aargauer Tagblatt», damals ein fleissiger Mitarbeiter am «Blättli», verfasste die historischen und pressepolitischen Aufsätze, Pfarrer H. U. Müller aus Muhen, steuerte ein Fest-Gedicht bei und der Filialdirektor der ASSA lobte damals die Zusammenarbeit zwischen den drei angeschlossenen Lokalblättern. Weil auch der Verleger mit seiner persönlichen Dankadresse auftrat, wird uns Heutigen ermöglicht, einige Angaben zu Mitarbeitern zu sammeln, die sonst in der chronischen Anonymität der «Blättli»-Frühzeit verloren gegangen wären. Nur das Bildmaterial wurde seit 1976 mit vollem Namen gezeichnet; die eingesandten Berichte aus den Dörfern und deren Vereine enthielten zwar die Kürzel der Autoren, die den damaligen Insidern sofort Klarheit brachten, den Nachfahren aber ein Rätsel bleiben müssen.

So entstand aus dem Blättchen aus Schöftiand eine «fortschreitende Chronik aller Begebenheiten«, «so dass es zu einem Nachschlagewerk wird, in dem man gerne blättert», wie 1950 der Redaktor der ersten Nummer versprochen hatte. Dass aber die Kürzel nach einem halben Jahrhundert die «Schreibtäter« mehr verbergen als eröffnen, kam den Damaligen kaum ins Bewusstsein. Auch journalistisch wirkende Persöulichkeiten gehören zum lokalen Leben, sind stille Mitgestalter des alltäglichen Lebens und damit auch der Chronik.